

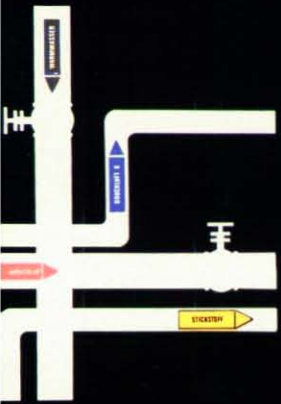
HALT

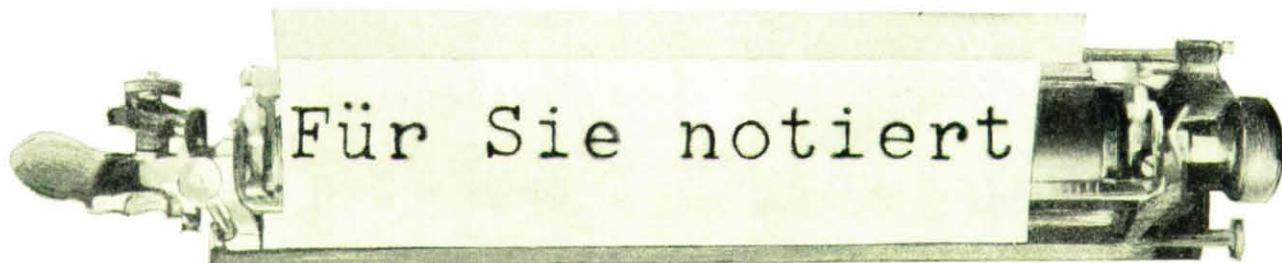
Beilage: Vorschriften für den Zivilschutz

# Ziviler Bevölkerungsschutz

# ZIB

Nr. 7 · Juli 1968 · 13. Jahrgang · Preis des Einzelheftes DM 1.50





## Geld und Bakterien

Sind Geldstücke, die von Hand zu Hand wandern, eine alltägliche und millionenfache Ansteckungsquelle? Hygieniker gingen dieser Frage auf den Grund. Sie untersuchten alle bei uns gültigen Münzen auf ihren Gehalt an Bakterien und anderen Keimen. Dazu legten sie die Münzen in flüssige und feste Nährböden. Was dabei herauskam war überraschend: Es wuchsen keine Bakterien, höchstens unschädliche Keime. Krankheitsüberträger waren nicht nachweisbar. Diese Untersuchung bestätigte die medizinische Erfahrung, daß bestimmte Metalle „bakterizid“ sind, d. h. bakterientötend wirken. Ganz anders ist das beim Papiergeld. Je unansehnlicher Papiergeldscheine mit der Zeit werden, desto leichter können sich Bakterien auf ihnen halten. So hat man u. a. die winzigen Eier der Madenwürmer auf Papiergeld nachweisen können. Da sich der direkte Kontakt mit Papiergeld kaum vermeiden läßt, ist es ein Gebot der Hygiene, die Hände nach Berührung mit Papiergeldscheinen gründlich zu waschen. wfj

## Kunststoffschaum gegen Lochfraß an Öltanks

Der Lochfraß am Bodenblech von Öl-Lagerbehältern kann jetzt verhindert werden. Gegen diese Art von Korrosion wurde ein öl- und wasserundurchlässiger Kunststoffschaum entwickelt. Unter den normalen Boden des Öltanks wird in einem Abstand von ca. drei Zentimetern ein zweiter Stahlblechboden so untergeschweißt, daß ein im Querschnitt sichelförmiger Zwischenraum entsteht. Dieser Zwischenraum wird mit dem porengeschlossenen Kunststoffschaum ausgefüllt, auf dem jeder Lochfraß zum Stillstand kommt. Die Kosten mit dem zusätzlichen Innenkorrosionsschutz liegen um etwa 40 Prozent über der Normalausführung. wfj

## Wegwerf-Geschirr im Kommen

Wegwerf-Geschirr aus naturreinem Holzschliff-Preßguß – in den USA längst eine Selbstverständlichkeit – wird jetzt auch in Deutschland eingeführt. Es wird naturweißes Wegwerf-Geschirr in sieben verschiedenen Größen angeboten, das nach Aussagen des Herstellers den herkömmlichen Papiertellern weit überlegen ist. Das Geschirr läßt sich – selbst schwer beladen – mit einer Hand tragen, ohne zu brechen. Es ist schnittfest, wasser-, fett- und hitzebeständig. Diese Vorteile, dazu das appetitliche Aussehen und das äußerste Maß an Hygiene, werden, so hofft man, etwaige Vorurteile bei den Verbrauchern schnell ausräumen. Den Abnehmern aber – Großverbraucher, Krankenhäusern, Kantinen, Schnellimbissen usw. – eröffnet das Wegwerf-Geschirr neue Möglichkeiten zu weiterer Rationalisierung und Kostensenkung.



## Tieflagerung radioaktiver Rückstände

Im Rahmen des Forschungsprogrammes „Tieflagerung radioaktiver Rückstände“ im Salzgestein wurden auf der Schachanlage Asse II in Remlingen bei Wolfenbüttel von April bis Juni 1967 erstmalig 1700 Fässer mit niedrigaktiven Abfällen des Kernforschungszentrums Karlsruhe in der Kammer vier der 750-Meter-Sole eingelagert. Eine zweite Einlagerungsphase begann im Oktober 1967. Anlieferer waren die Sammelstellen in den Kernforschungszentren Karlsruhe, Jülich, Geesthacht und Neuherberg sowie Industriefirmen.

Die Fässer wurden in den ersten Monaten ausschließlich auf Lastwagen zur Asse gebracht; später wurden sie durch „Container“-Wagen mit der Bundesbahn bis zum Bahnhof Remlingen und von dort durch Tieflader zum Bergwerk transportiert.

Bis zum Jahresende 1967 sind rund 3000 Fässer, bis April 1968 insgesamt 4500 Fässer mit niedrigaktiven Rückständen eingelagert worden.

Im Verlauf der Einlagerungsarbeiten nahmen etwa dreihundert Persönlichkeiten aus dem Bundestag, dem Niedersächsischen Landtag, den Länderbehörden und der Industrie sowie aus Presse, Rundfunk und Fernsehen die Gelegenheit wahr, sich über die Arbeiten an der Asse zu informieren.

## Röntgenbilder in 90 Sekunden

Schon 90 Sekunden nach der Aufnahme – und damit drei- bis zwanzigmal schneller als bisher – liefert ein neues System fertige Röntgenbilder von Verletzten. Die schnelle Röntgendiagnose kann besonders bei Schädelbrüchen lebensrettend sein. Die neue Maschine nimmt nicht mehr Raum als ein kleiner Waschautomat ein und kostet 36 000 DM. Die Umstellung älterer Geräte der gleichen Systemreihe auf das neue Schnellverfahren ist möglich. wfj

# ZB

# 7'68

Nr. 7 · Juli 1968 · 13. Jahrgang

## Inhalt:

- Seite **II** Für Sie notiert
- Seite **2** Der Mensch in der Katastrophe. Von Dr. B. F. Schneider
- Seite **3** Unter Halbmond und Davidstern. Flüchtlinge im Nahen Osten. Wie sie leben, wo sie bleiben. Ein Reisebericht von Helmut Freutel und Günter Sers.
- Seite **15** Selbstschutz gehört dazu. Der Bundesluftschutzverband auf der 50. DLG-Ausstellung.
- Seite **18** Tod und Verderben über Saigon. Der Weg zum Selbstschutz führt über bittere Erfahrungen. Von F. L. von Thadden.
- Seite **23** Hilfe aus der Luft. Luftfahrtschau und Großflugtag unterstreichen die wachsende Bedeutung von Hubschraubern und Flugzeugen bei Hilfsaktionen. Von H. C. Weiler, Bonn.
- Seite **26** Aktion Sorgenkind.
- Seite **28** Die Technik des Schutzes. Fachleute informieren Fachleute über den neuesten Stand des baulichen Zivilschutzes.
- Seite **31** Landesstellen berichten.
- Seite **III** Stahltüren für den Schutzraum.
- Seite **IV** ZB im Bild.



Zu unserem Titelbild: Mit zunehmender Mechanisierung und Technisierung in den Betrieben und auf der Straße wachsen auch die Unfallgefahren. Wenn es zu Notfällen und Katastrophen kommt, muß schnell gehandelt werden. Schnelle Hilfe ist nur möglich, wenn Wege, Geräte und Einrichtungen angemessen gekennzeichnet sind. Schilder und Hinweise sind aber nichts wert, wenn man sie nicht sieht – nachts zum Beispiel. Im Katastrophenfall fällt der elektrische Strom gewöhnlich zuerst aus. Darum hat die Industrie reflektierende Sicherheitschilder entwickelt, die bei Tage völlig normal aussehen, jedoch schon im Schein einer schwachen Taschenlampe hell aufleuchten. Für die Rettungsmannschaften bedeutet dies, strahlende Wegweiser und Warnschilder zu haben.

Foto: G. Sers

Herausgegeben im Auftrag des Bundesministeriums des Innern vom Bundesluftschutzverband, 5 Köln, Eupener Straße 74, Telefon 49 50 71

ZB erscheint monatlich

Chefredakteur:  
Dr. Bruno F. Schneider

Redaktion:  
Helmut Freutel  
Alfred Kirchner

Layout und Grafik:  
Hannelore Apitz

Druck, Verlag und Anzeigenverwaltung:  
Münchner Buchgewerbehaus GmbH  
8 München 13, Schellingstraße 39–41  
Tel. 22 13 61

Anzeigenleiter:  
Hans Horsten  
Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste 4/D  
Manuskripte und Bilder nur an die Redaktion  
Für unverlangte Beiträge keine Gewähr  
Nachdruck einzelner Beiträge, auch im Auszug,  
ist nur mit Quellenangabe und mit  
Genehmigung der Redaktion gestattet  
Einzelpreis je Heft DM 1,50 zuzüglich Porto  
(Österreich: öS 10,-, Schweiz: Fr. 1,80,  
Italien: L 250,-)  
Abonnement vierteljährlich DM 4,50,  
jährlich DM 18,-.

Im Bezugspreis von DM 1,50 je Heft  
sind 5% Mehrwertsteuer enthalten

Die Kündigung eines Abonnements kann nur zum  
Schluß eines Kalendervierteljahres erfolgen.  
Sie muß bis spätestens an dessen  
erstem Tag beim Verlag eingehen.  
Bestellungen bei jedem Postamt  
oder beim Verlag.



Bekanntmachung gemäß § 8 Ziff. 3 des Gesetzes  
über die Presse vom 3. Oktober 1949: Inhaber und  
Beteiligungsverhältnisse: Otto Georg Königer, Ver-  
leger, München, 50%; Else Peitz, München,  
16,875%; Elisabeth Metzler, St. Quirin, 10,625%;  
Oskar Müller, Prokurist, München, 7,5%; Adolf  
Müller, Ingenieur, München, 7,5%; Helmut Müller,  
Pilot, München, 7,5%.

# Der Mensch in der Katastrophe

Das ist das Leitmotiv für die Öffentlichkeitsarbeit 1968/69.

Die Tatsache, daß der Mensch des 20. Jahrhunderts ständig von Katastrophen unterschiedlicher Art bedroht wird, ist keine neue Erkenntnis. Umfangreiche Sicherheitsprogramme auf regionaler und auf Bundesebene appellieren an die Bevölkerung, die Bedrohung aus eigener Initiative einzudämmen; und das tut sie, wie die Statistiken zeigen, mit beachtlichem Erfolg.

Es ist aber eine Sache, sich beispielsweise im Straßenverkehr umsichtig zu verhalten und dadurch, deutlich erkennbar, die Zahl der Beinah-Kollisionen herabzusetzen – und eine andere Vorsorge für den Fall einer militärischen Auseinandersetzung zu treffen, zu der es hoffentlich nicht kommt. Zum letzteren gehören Weitblick und ein hohes Maß Verantwortungsbewußtsein, gehört vor allem eine ständige geistige Konfrontation mit der Möglichkeit dieses Ernstfalles.

Nun bedarf es keiner repräsentativen Umfrage, um zu wissen, daß jeder Gedanke an einen solchen Ernstfall von den meisten gemieden wird. Eine Argumentation für die Teilnahme an einer Selbstschutz-Grundausbildung und für Vorsorgemaßnahmen im häuslichen Bereich wird, wenn sie sich dieses Ernstfalles bedient, immer nur einen begrenzten Erfolg haben. Mancher auch, den man im ersten Anlauf überzeugen konnte, wird alles bei uns Gehörte und Gelernte ausschließlich in

Verbindung mit einem Verteidigungsfall, ja mit einer atomaren Auseinandersetzung sehen und dieses Wissen um die Schutz- und Vorsorgemöglichkeiten mit der Zeit wieder verdrängen. Der Begriff der Katastrophe sollte daher in unserer Öffentlichkeitsarbeit breiter dargestellt, vor allem die Naturkatastrophe und das, was man unter höherer Gewalt versteht, stärker betont werden.

Der Mensch in der Katastrophe: Das ist aber nicht nur die große Katastrophe, das Massenunglück, das Schlagzeilen macht und Wellen der Hilfsbereitschaft auslöst. Gerät ein einzelner in eine Leben, Gesundheit oder Hab und Gut bedrohende Situation, dann ist das für ihn auch die Katastrophe schlechthin, und gerade für diesen Fall geben ihm ja die Informationen und die Ausbildung des BLSV, hat er sie recht verstanden und beherzigt, Mut und Vertrauen zur Selbsthilfe. Darum sollten diese Gesichtspunkte den thematischen Schwerpunkt unserer Argumentation bilden.

Wir handeln uns gewiß nicht den Vorwurf der Verniedlichung ein, wenn die lebensrettenden Sofortmaßnahmen stärker auf den Alltag bezogen werden. Denen aber schlagen wir die Waffen aus der Hand, die das törichte Wort von den „letzten kalten Kriegern im Zivilschutz“ nachbeten und die ihre Mitbürger glauben machen wollen, daß Zivilschutz und Selbstschutz im Zeitalter der Entspannungspolitik überständig seien.

Dr. B. F. Schneider

# Unter Halbmond und Davidstern

**Flüchtlinge  
im Nahen Osten**  
**Wie sie leben, wo sie bleiben**

**Ein Reisebericht von  
Helmut Freutel**  
**Es fotografierte Günter Sers**

**Fortsetzung aus ZB Nr. 6**



„Wenn Sie Flüchtlingslager sehen wollen, müssen Sie in den Gazastreifen fahren. Er ist das größte Flüchtlingslager der Erde.“ So hatte man uns gesagt. Also setzten Günter Sers und ich uns morgens um 6 Uhr in Tel Aviv in den Autobus und standen wenige Minuten vor 8 Uhr auf dem Marktplatz von Gaza. Die direkte Buslinie, die seit einiger Zeit in das unter israelischer Verwaltung stehende Gebiet führt, war gut besetzt. Die meisten der Mitreisenden, die in Tel Aviv zugestiegen waren, hatten in Ashkelon den Bus verlassen, in der Mehrzahl Araber, die an ihre Arbeitsstätte fuhren.

An der alten Grenze zwischen dem Gazastreifen und Israel hatte der Bus kurz angehalten, eine israelische Militärstreife war zugestiegen und hatte sich für den Ausweis und das Gepäck des einen oder anderen Reisenden interessiert. Alles verlief ruhig. Man hatte das Gefühl, es war den Soldaten selbst ein wenig peinlich, daß sie diese Aufgabe zu erfüllen hatten.

Nun standen wir in Gaza, einer der ältesten Städte der Welt, die auf dem alten Handelsweg von Ägypten nach Syrien und Mesopotamien liegt, und wir fragten uns, ob es klug sei, den Ort allein und ohne einen ortskundigen Führer zu besichtigen. Außerdem war es um unser Arabisch schlecht bestellt. Außer den paar Wörtern, die noch aus der Zeit, in der wir Karl May gelesen hatten, in unserem Gedächtnis haften geblieben waren, kannten wir nichts von der Sprache. Da löste sich das Problem von selbst. Mit einem freundlichen „Good morning“ sprach uns ein Araber an, der sich als Mohammed Nazzar vorstellte und sich als Führer und Dolmetscher anbot. Nachdem wir uns einige Zeit in Englisch unterhalten und die Bedingungen ausgehandelt hatten,

waren wir uns einig. Ohne die Hilfe des 27jährigen Mohammed, der selbst Flüchtling ist, hätten wir längst nicht so viele Informationen über das uns gestellte Thema erhalten.

Der Gazastreifen ist etwa 50 km lang und 6 km breit. Er erstreckt sich längs des Mittelmeeres. Das kleine Stückchen Land, das bis zum Juni-Krieg im Norden und Osten an Israel und im Süden an die Vereinigte Arabische Republik angrenzte, steht heute unter israelischer Verwaltung.

Das Klima dort ist sehr angenehm. Im Sommer ist es zwar tagsüber heiß, doch ist die Luft trocken und die Nächte sind kühl.

Ich bin oft gefragt worden, was mich an den arabischen Flüchtlingen so besonders interessiert, da wir doch in Europa wahrlich genug Flüchtlinge während der Kriegs- und Nachkriegszeit gehabt hätten. Doch dort liegt die Situation anders als in Europa und Asien, wo sich als Folge von Gebietsteilungen über 40 Millionen Menschen in Nachbarländern und unter ihren eigenen Landsleuten neu angesiedelt haben. Im Nahen Osten gab es nicht ausreichend Raum zur Wiederansiedlung, dort fehlte es in großem Maße an der Bereitschaft der Landesbewohner und Regierungen zur Aufnahme der Neuankömmlinge, dort fehlte es an den entsprechenden Geldmitteln zum Bau neuer Wohnungen und bei vielen auch an dem Willen, eine neue Existenz aufzubauen.

So gibt es seit 20 Jahren immer noch das Problem der Palästinaflüchtlinge.

Spricht man mit Juden wie mit Arabern darüber, so sind beide der Auffassung, daß diese Menschen zu einem Spielball der Politik geworden sind.

Wie dem auch sei, die Betroffenen sind die armen und hilflosen Menschen, die darunter zu leiden haben, daß neben der Politik die geographischen, wirtschaftlichen



und gesellschaftlichen Faktoren in den Nachbarländern Israels Lebensbedingungen und Aussichten auf ein besseres Leben ganz empfindlich beeinflussen. Im Gazastreifen leben etwa 430 000 Menschen, rund 70 Prozent von ihnen sind Flüchtlinge, die sich nur mit fremder Hilfe am Leben erhalten können.

Die Bevölkerungsdichte beträgt im Gazastreifen 1190 Einwohner pro Quadratkilometer. Im Vergleich dazu kommen in Holland, dem Land mit der höchsten Bevölkerungsdichte, nur 350 Einwohner auf einen Quadratkilometer. Selbst wenn der gesamte

Boden des Gazastreifens landwirtschaftlich nutzbar wäre, könnte er die dort lebende Bevölkerung nicht ernähren. Die Hälfte des Landes besteht aus Sanddünen und Wüste. Man sieht jedoch auch hier überall die schwierigen Versuche der letzten Jahre, das Land fruchtbar zu machen und Zitrusfrüchte anzubauen.

Um die unglückliche Situation des schmalen Streifen Landes besser verstehen zu können, ist es notwendig, ein wenig in der Geschichte zurückzublättern und die Umstände zu beleuchten.

### Die Entstehung des Problems

Vor dem Jahre 1948, also vor der Geburt des Staates Israel, war das Gebiet, das bis zum Juni-Krieg „Gazastreifen“ benannt wurde, ein Teil eines Distriktes Palästinas mit den Orten Gaza und Khan Junis sowie einigen kleineren Dörfern. Die damaligen Einwohner, etwa 80 000 Personen, verdienten ihren Lebensunterhalt als Landwirte, Weber, Töpfer oder als sonstige Handwerker. Ihre Produkte wurden in ganz Palästina verkauft. Hätten sich die Bewohner des späteren Gazastreifens damals nur darauf beschränkt, ihre Produkte in diesem Gebiet zu verkaufen, wäre dieses Stück Land schon keine lebensfähige Einheit gewesen.

Am Vorabend des britischen Abzugs aus Palästina, am 14. Mai 1948, wurde der Staat Israel proklamiert. Vorher hatte sich eine Sonderkommission der Vereinten Nationen für eine Teilung Palästinas erklärt, das bis dahin — seit dem Ende des 1. Weltkrieges — unter britischem Mandat gestanden hatte. Nach den Vorstellungen dieser Kommission sollte ein jüdischer und ein arabischer Staat entstehen, der durch eine Wirtschaftsunion miteinander verbunden sein sollte, wobei Jerusalem als eine inter-





**Im Gazastreifen leben etwa 430 000 Menschen, rund 70 Prozent von ihnen sind Flüchtlinge, die sich nur mit fremder Hilfe am Leben erhalten können. In diesem Notstandsgebiet hat es auch der Handel recht schwer. Unser Bild links oben zeigt eine Metzgerei in Gaza, das Bild darunter Geflügelhändler. Oben: Vor 18 Jahren lebten die Flüchtlinge noch in Zelten. Darunter: Anleitung zu einer nützlichen Beschäftigung.**

nationale Zone einen besonderen Status zu erhalten hätte. Die Vollversammlung der Vereinten Nationen hatte diesem Bericht mit einer Mehrheit von über zwei Dritteln zugestimmt.

Die arabischen Staaten waren mit dieser Entscheidung nicht einverstanden. Es begann ein offener Krieg gegen den neugeborenen jüdischen Staat. Am Morgen nach der Annahme des Beschlusses der Vereinten Nationen über die Teilung des Mandatslandes Palästina gab die Arabische Liga ihr Programm für die „Besetzung Palästinas durch die Heere der Mitglied-

staaten und die gewaltsame Verhinderung der Errichtung eines jüdischen Staates“ bekannt.

Am 15. Mai 1948 begann der Einfall der regulären Armeen Ägyptens, Jordaniens, Syriens, des Libanon und des Irak sowie der Kontingente Saudi-Arabiens und des Jemen in den neuen Staat Israel. Die Regierungen der Staaten, deren Armeen einmarschierten, gaben öffentlich ihre Verantwortung für diesen Akt zu, der später vom Sicherheitsrat der Vereinten Nationen verurteilt wurde.

In dieser Zeit, also vor über 20 Jahren, entstand das Problem der Palästinaflüchtlinge. In einem Bericht der Forschungsgruppe für europäische Wanderungsprobleme vom Januar/März 1957 heißt es hierzu: „Bereits in den ersten Monaten des Jahres 1948 erließ die Arabische Liga Anordnungen, in denen die Bevölkerung gedrängt wurde, zeitweise Zuflucht in den Nachbarländern zu suchen, um später im Gefolge der siegreichen arabischen Heere in ihre Heimat zurückzukehren und ihren Anteil an dem im Stich gelassenen jüdischen Eigentum zu erhalten...“

Hunderttausende von Arabern flohen damals nach Jordanien, Ägypten, Syrien und dem Libanon. Viele flohen direkt nach Gaza. Meist brachten sie nur einige Kleider, Wert- und Gebrauchsgegenstände mit. Die Gesamtzahl der Flüchtlinge in diesem Gebiet wurde damals auf 200 000 geschätzt. Darunter waren auch etwa 30 000 Beduinen aus der Negev-Wüste.

Natürlich fragten wir über unseren Dolmetscher einige der Araber nach den Gründen für ihre damalige Flucht. Sie sagten übereinstimmend, daß sie alle geglaubt hätten, nach wenigen Tagen in ihre Häuser zurückzukehren. Wir fragten auch, was denn die



jüdischen Behörden damals getan hätten, um dem Auszug Einhalt zu gebieten. Wir erfuhren, daß die Behörden wie auch maßgebende Körperschaften der jüdischen Gemeinschaft auf verschiedene Weise, so durch Radio, Handzettel und Lautsprecherwagen, Aufrufe erlassen hätten, in denen man sich an die Angehörigen des arabischen Volkes in Israel gewandt hätte, Frieden zu halten und an der Entwicklung des Landes teilzunehmen.

Abgesehen davon, daß viele Araber ohne langes Überlegen verständlicherweise vorgezogen hätten, dem Aufruf der Araber statt der Israelis zu folgen, seien auch die Bedächtigeren unter ihnen in einer schwierigen Situation gewesen. Bei dem damaligen Kräfteverhältnis zwischen Juden und Arabern hätten sie an einen Sieg der Araber glauben müssen. So wollten sie auch nicht eines Tages als Verräter an der arabischen Sache dastehen und hätten schon deshalb den Aufruf zur Flucht befolgt.

Die Gegend um Gaza, in der sie Zuflucht fanden, wurde von ägyptischen Truppen gehalten. Auch als 1949 der ägyptisch-israelische Waffenstillstand unterzeichnet wurde, befanden sich im Gazastreifen noch ägyptische Truppen. Die Regierung der Vereinigten Arabischen Republik sorgte für die Verwaltung des Streifens unter einem Gouverneur. Ihn unterstützte ein gesetzgebender Rat mit 42 Mitgliedern.

Der Gazastreifen bewahrt fortan seinen eigenen Charakter. Doch litt er von jeher unter der Bürde der Flüchtlinge, denn die Hilfsquellen des Landes konnten bestenfalls ein Viertel der Bevölkerung erhalten.

Für die Flüchtlinge wurde jetzt Selbsthilfe groß geschrieben. Der Selbsterhaltungstrieb wuchs mit dem Grade der Not. Verschiedene Hilfsorganisationen aus aller Welt schalteten sich ein, um das größte Elend lindern zu helfen. Doch die wirtschaftliche Not wuchs zusehends. Infolge des Überangebotes an Arbeitskräften und der beschränkten Zahl der Arbeitsplätze sanken die Löhne der einheimischen Bevölkerung Gazas auf einen Bruchteil ihrer früheren Höhe. Selbst diejenigen, die sich glücklich schätzten, einen Arbeitsplatz zu haben, konnten mit dem Lohn kaum noch ihr Leben fristen. So wurden aus den Einheimischen „Wirtschaftsopfer“, die ihren Lebensunterhalt immer mehr einbüßten. Da sie nach Einsetzen der UNRWA-Tätigkeit als Bewohner des Gazastreifens kein Anrecht auf Unterstützung hatten, ging es ihnen bald schlimmer als den Flüchtlingen, von denen sie sich nur dadurch unterschieden, daß sie noch ihr eigenes Heim bewohnten.

### Ohne fremde Hilfe ging es nicht

Die UNRWA (United Nations Relief and Works Agency for the Palestine Refugees, zu deutsch: Hilfswerk der Vereinten Nationen für Palästinaflüchtlinge) begann ihre Tätigkeit im Mai 1950. Sie löste damals das Internationale Komitee vom Roten Kreuz,



**Notdürftig versuchen hier Flüchtlinge, durch den Verkauf von eigenen Gartenprodukten ihre Lebensbedingungen zu verbessern.**

die Liga der Roten-Kreuz-Gesellschaften und die amerikanischen Quäker, die ersten wohltätigen Organisationen, die sich der Hunderttausende notleidender Flüchtlinge angenommen hatten. Vor der Gründung der UNRWA versorgte der Hilfsfonds der Vereinten Nationen für Palästinaflüchtlinge (UNRPR) diese Organisationen mit Geldmitteln und Vorräten.

Dies alles klingt leichter, als es in Wirklichkeit war und ist. Denn der Tätigkeitsbereich der UNRWA erstreckt sich auf mehr als 260 000 Quadratkilometer. Dazu kommt, daß dieses unpolitische Sonderorgan, das von der Vollversammlung der Vereinten Nationen mit zeitlich begrenztem Mandat gegründet wurde, selbst auf Spenden und freiwillige Beiträge aus der ganzen Welt angewiesen ist.

Die Hilfstätigkeit der UNRWA ist trotz aller Schwierigkeiten äußerst vielseitig. Die Organisation unterstützt bedürftige Flüchtlinge und sorgt für Hilfeleistungen auf dem Gebiet des Gesundheitswesens, des Fürsorgedienstes, des Unterrichts und der Fachschulung.

Der Sitz der Hauptverwaltung der UNRWA befindet sich in Beirut (Libanon). In den Aufnahmeländern gibt es Distriktbüros. Verbindungsbüros liegen in New York, Genf und Bagdad.

Geleitet wird die UNRWA von einem Generalkommissar, dem eine Beratungskommission mit Vertretern von neun Staaten zur Seite steht, die alle Mitglieder der Vereinten Nationen sind.

Von Gaza aus ließen wir uns in das in der Nähe befindliche Lager Jabalia fahren. Zunächst aber sprachen wir im UNRWA-Quartier mit Mr. Arthur L. Geaney, dem zuständigen UNRWA-Direktor für Gaza.

Es war ein überaus herzlicher Empfang durch ihn und alle seine Mitarbeiter der Lagerleitung. Man macht hier keinen Hehl daraus, daß jede publizistische Tätigkeit, die sich mit den Sorgen und Nöten der

UNRWA einerseits und den menschlichen Problemen der Flüchtlinge andererseits befaßt, mit dazu beitragen kann, die schwierige und oft entmutigende Betreuungsarbeit zu unterstützen.

Mr. Geaney, selbst Amerikaner, der sich hier einer unglaublich schwierigen Aufgabe gewidmet hat, gab uns zunächst einen Überblick über die Entwicklung des Lagers aus dem Stadium des Primitiven bis zum Stadium des Erträglichen. Er schilderte das kümmerliche Leben der ersten Zeit, als die Menschen in Zelten, Erdlöchern, Moscheen, Kasernen und Blechhütten, wie die Notbehausungen langsam selbstgebauten Hütten aus Lehmziegeln wichen, die zwar immer noch keinen Komfort aufwiesen, aber zumindest wetterbeständig waren und Schutz vor der Sonnenglut im Sommer und vor den Regengüssen und dem Schlamm im Winter boten.

Fast alle Flüchtlinge sind auch heute noch mittellos und können sich nur durchschlagen, weil sie Hilfeleistungen von der UNRWA erhalten.

Wer hat nach den Statuten der UNRWA Anrecht auf Hilfeleistung? Diese Frage mußte ich stellen, da mir klar war, daß unter den dort herrschenden Bedingungen leicht Personen in die Reihen der wirklich Hilfsbedürftigen eindringen können, die an sich ein Auskommen haben, die aber gegen eine zusätzliche Unterstützung nichts einzuwenden hätten. Mr. Geaney wies darauf hin, daß nur solche Menschen ein Anrecht auf Unterstützung haben, die mindestens zwei Jahre vor Ausbruch der Feindseligkeiten von 1948 in dem damaligen Palästina ansässig waren und infolge dieser Feindseligkeiten ihre Unterkünfte und ihren Lebensunterhalt verloren haben.

Nun geht das Leben aber weiter. Und auch in Flüchtlingslagern werden Kinder geboren. Aber auch sie haben, wenn sie bedürftig sind und in einem der Aufnahmeländer wohnen, in denen die UNRWA tätig ist, Anrecht auf Hilfe.



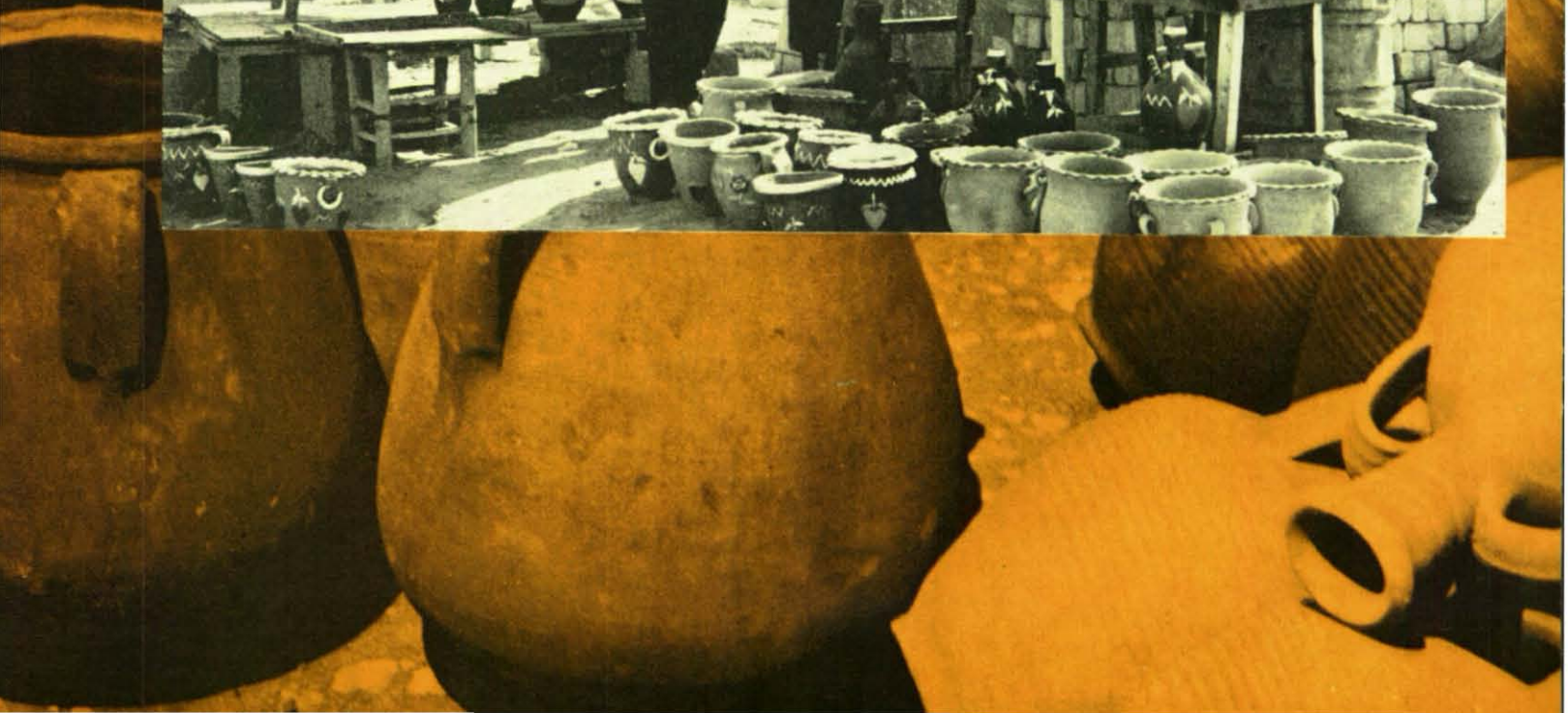


**Oben links: Ein Schuhmacher, der seine Werkstatt unter freiem Himmel aufgemacht hat. Mitte: Ein Vorrat an Sojabohnenöl im Lager der UNRWA. Das Öl wurde vom amerikanischen Volk gespendet. Rechts: Korbflechter mit ihrer Ware auf dem Markt von Gaza. Links: Bunt und vielfältig ist das Bild in den Straßen der Stadt, die dem Gazastreifen ihren Namen gegeben hat.**

Am 1. Januar 1967 gab es im Gazastreifen rund 20 000 Flüchtlinge, die man in die Gruppe derer einordnete, die selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen können. Rund 234 000 hatten zu diesem Zeitpunkt ein Anrecht auf Lebensmittelrationen. Fast 30 000 Kinder erhielten Hilfsdienste, nämlich Unterricht und Gesundheitsdienst, aber keine Rationen, da diese aus finanziellen Gründen beschränkt bleiben müssen.

Diese Zahlen haben sich nach dem Sechstage-Krieg etwas verändert, da eine bisher nicht genau feststehende Zahl von Personen aus dem Gazastreifen abgewandert ist. Alle hier angegebenen Zahlen sind übrigens nur als Annäherungszahlen zu betrachten. Die Register der Flüchtlinge enthalten nämlich Ungenauigkeiten. Oft werden z. B. Todesfälle einfach nicht gemeldet, um zu verhindern, daß die Rationen für die Familien gekürzt werden. Das Hilfswerk ist dauernd um die Prüfung der Register bestrebt und hat im Laufe der Jahre im ganzen Nahen Osten über 400 000 Namen berichtigt oder gestrichen.

Wir wollten natürlich gerne einmal in eines der acht Flüchtlingslager des Gazastreifens gehen, um das Leben der Flüchtlinge wie auch die Hilfstätigkeiten der UNRWA an Ort und Stelle studieren zu können. Unser Wunsch fand jede Unterstützung.



## UNRWA, ein Werk der Nächstenliebe

Die Unterbringung der Flüchtlinge ist, mit europäischen Augen gesehen, äußerst dürftig. Betrachtet man die allgemeinen Verhältnisse der Araber im Nahen Osten, so kann man zwar einen anderen Maßstab anlegen, dennoch ist die Armut unvorstellbar groß. Heute bewohnen rund je fünf Personen ein Zimmer von 10 Quadratmetern in Häusern, die aus Lehmziegeln oder Beton errichtet worden sind. Größere Familien bewohnen zwei oder mehr Räume.

Die Lager wurden auf Bauplätzen angelegt, die dem Hilfswerk von den Gaza-Behörden zur Verfügung gestellt worden sind. Die älteren Häuser bestehen meist aus einem mit Lehm beworfenen Flechtwerk. Viele dieser Bauten sehen aus als würden sie jeden Augenblick einstürzen.

Jedes Lager wird von einem von der UNRWA ernannten Lagerführer geleitet. Chef des Lagers Jabalia, das wir im Gazastreifen besuchten, war Scheich Jousef Wahaidi, der uns alle Einrichtungen seines Lagers zeigte.

Als erstes besuchten wir die Verteilungsstelle für Lebensmittelrationen. Hier erhalten zweimal monatlich die dazu berechtigten Flüchtlinge die ihnen gemäß der Rationskarte zustehenden Lebensmittel.

**Links: In Gaza ist das Töpferhandwerk ein wichtiger Erwerbszweig. Rechts: Blick in eine Straße des Flüchtlingslagers Jabalia. Unten: Günter Sers hat endlich jemanden gefunden, der sich nicht kamerascheu abwendet.**



Eine Monatsration besteht aus 10 kg Mehl, 600 g Hülsenfrüchten, 600 g Zucker, 500 g Reis und 375 g Fett oder Öl. Der Nährwert einer solchen Ration beträgt nur 1500 Kalorien täglich. Während der Wintermonate kommen weitere 400 g Mehl und 300 g Hülsenfrüchte dazu, so daß der Nährwert auf 1600 Kalorien täglich steigt.

Wir, die wir während der ersten Nachkriegsjahre unsere Ernährung nach Kalorienwerten berechneten, wissen, daß diese Menge auf keinen Fall ausreichend ist. Die Flüchtlinge werden also gedrängt, sich Fleisch, Eier, Gemüse und Obst zu beschaffen. Manche haben einen kleinen Garten, andere tauschen einen Teil ihrer Rationen gegen frische Lebensmittel ein oder kaufen diese, wenn sie gelegentlich etwas verdienen. Dieses „Verdienenmüssen“ hat in Gaza und Umgebung Handel und Wandel in Gang gesetzt. Dabei ist dem orientalischen Erfindungsreichtum keine Grenze gesetzt.

Auch Seife ist rationiert. Es gibt pro Monat und Person ein Stück. Außerdem gibt's im Winter einen Liter Petroleum.

Um aber die Gefahr der Unterernährung und damit aufkommende Krankheiten und körperliche Schäden zu vermeiden, verarbeitet das Hilfswerk Zusatznahrung und Milch an besonders gefährdete Gruppen, z. B. an werdende und stillende Mütter, Säuglinge, Klein- und Schulkinder und Tuberkulöse.

Aufschlußreich sind die folgenden Zahlenangaben, die ich einem Bericht der UNRWA entnehme: Im letzten Jahr importierte das Hilfswerk rund 111 300 Tonnen Mehl und etwa 25 000 Tonnen andere Lebensmittel. Die Kosten dieser Lieferungen wie auch die Verteilung machten 37 Prozent des dem Hilfswerk zustehenden Budgets aus.



Nicht immer klappt es zum Leidwesen der verantwortlichen Leiter und der Betroffenen mit der Zusatznahrung. Auch im letzten Jahr mußte die Milchausgabe an Schulkinder einige Monate lang unterbrochen und die Verteilung von Magermilch an andere Flüchtlinge zeitweise um die Hälfte herabgesetzt werden, da die Spenden von Trok-

kenmilch, von denen dieses Programm abhängt, gekürzt worden waren.

In vielen Ländern sammeln wohltätige Organisationen Bekleidung für bedürftige Flüchtlinge. Die Kosten der Verschiffung trägt ebenfalls die UNRWA. Bedürftige erhalten jährlich 3 kg Kleider.

Wir wandten uns als nächstes dem Gesundheitsdienst zu. Ich hatte das Gefühl, daß Scheich Jousef Wahaidi über diese Einrichtung ganz besonders glücklich war. Denn im Gazastreifen wie in den meisten nahöstlichen und nordafrikanischen Ländern gibt es eine Reihe von immer wiederkehrenden Krankheiten und Seuchen. Dazu gehören die Augenleiden, die üblichen Kinderkrankheiten und Verdauungsstörungen während der heißen Jahreszeit sowie die Tuberkulose.

Ganz besonders die Kleinkinder sind im Sommer anfällig für Magen- und Darmentzündungen, bei denen starke Brechanfälle und Durchfall eine gefährliche Dehydrierung verursachen.

In der Poliklinik des Lagers herrschte Hochbetrieb. Die Poliklinik dient der Krankheitsverhütung und der Behandlung von Patienten. Sie führt Massimpfungen durch und betreut schwangere Frauen und Kleinkinder. Auch leichtere Krankheitsfälle werden hier behandelt, während die schweren Fälle in die von der UNRWA unterstützten Krankenhäuser eingewiesen werden.

Die Jungen und Mädchen des Lagers werden durch Schulärzte behandelt.

Wir sprachen mit den Ärzten. Sie alle machten einen abgespannten Eindruck. Sie haben das Gefühl, daß sie ihre Aufgaben bald nicht mehr bewältigen können. Zu den vielen, wirklich kranken Patienten sind seit dem letzten Krieg noch mehr seelisch Kranke hinzugekommen. Es sind in der Hauptsache Frauen, die unter Angstzuständen, Depressionen und Erschöpfung leiden. In den Wartezimmern sitzen geduldig viele Mütter mit ihren Kindern. Sie alle tragen arabische Kleidung. Viele sind verschleiert, andere ziehen den Schleier vor das Gesicht, als wir uns nähern. Wieder andere deuten die Verschleierung nur noch schwach an, indem sie einen Zipfel des Tuches mit den Zähnen festhalten und so einen Teil des Gesichtes bedeckt halten.

Unter den Wartenden sehen wir auch Beduinenfrauen in schwarzen wallenden Gewändern. Sie tragen zum Teil Tätowierungen im Gesicht. Um den Hals gehängt haben sie dicke Perlenschnüre und Schmuck aus Filigransilber. Fest an sich gedrückt halten sie ihre kranken Kinder. Die Beduinen gelten im eigentlichen Sinne nicht als Flüchtlinge. Sie leben als Nomaden der Wüste nicht im Lager. Dennoch erhalten sie ärztliche Betreuung und Rat.

Der Zustand der Kleidung der hier anwesenden Frauen ist ganz unterschiedlich. Während einige der Kleider kunstvolle Stikereien aufweisen, bestehen andere nur aus Sackleinen.

Viele der Kinder, die wir in dieser Klinik sehen, meistens Säuglinge und Kleinkinder,



befinden sich in einem erbarmungswürdigen Zustand. Ärzte und Pflegepersonal geben sich große Mühe, den Kleinen Nährstoffe und Mineralsalze gegen die Darmentzündungen einzufließen.

Es gibt hier auch eine Mütterberatungsstelle. Rund drei Viertel der schwangeren Flüchtlingsfrauen kommen regelmäßig zur Untersuchung. Sie erhalten Wickelzeug für jedes neugeborene Kind. Säuglinge werden regelmäßig gewogen, untersucht und geimpft. Im Gazastreifen gibt es vier solcher Tageskliniken. Weitere fünf gibt es in Jordanien, je drei gibt es im Libanon und in Syrien.

Insgesamt unterhält oder subventioniert die UNRWA Polikliniken und fahrbare Krankenstationen, die an 122 Stellen für ärztliche Betreuung sorgen. Sie verfügt auch über mehr als 1800 Plätze in Krankenhäusern. Der Gesundheitsdienst steht unter der technischen Leitung der Weltgesundheitsorganisation (WHO).

## Zur Gesundheit erziehen

Die überfüllten Unterkünfte, die Wasserversorgung und die sanitären Einrichtungen in den Lagern stellen die Verantwortlichen, die sich auch um eine wirksame Gesundheitserziehung bemühen, vor oftmals schwierige Probleme. Die meisten Lager verfügen heute über Trink- und Wasser. Es gibt sogar große Lager mit Badeanstalten. Für Latrinen, Müllabfuhr sowie für die Bekämpfung von Ungeziefer wird gesorgt.

Während ich mich mit dem Lagerleiter, mit Schwestern und Ärzten, mit Flüchtlingen und dem Dolmetscher unterhalte, Fragen stelle und Informationen sammle, fotografiert Günter Sers. Doch er hat es nicht leicht. Immer wieder wenden sich die fotoscheuen Frauen ab. Manche Männer winken ebenfalls ab und bedeuten, daß sie auf keinen Fall fotografiert werden möchten. Andere haben

**Linke Seite: In den Lagern leistet die UNRWA vielfältige Hilfe. Sie verteilt Rationen und Zusatzrationen an Bedürftige (oben), versorgt Kranke auf Rezept mit Medikamenten (links) und leitet ein gut eingerichtetes Schulwesen für die Kinder der Flüchtlinge.**

wieder keinerlei Einwände, oder sie sind schon auf dem Film, ohne daß sie es merken. Lediglich die Jungen und Mädchen sind völlig unbekümmert. Manche drängen sich geradezu vor das Objektiv.

Die im Lager heranwachsende Jugend steht den Verbesserungsbemühungen der UNRWA sehr aufgeschlossen gegenüber. Die Kinder lernen in der Schule die wichtigsten Grundsätze von Ordnung und Hygiene. Zum ärztlichen und erzieherischen Programm in Gaza gehört auch die Unterweisung von Mittelschülerinnen in Haushalt und Hygiene. Dieses Programm wurde 1966 durch Unterricht in Mütter- und Krankenpflege erweitert.

Viele der Flüchtlingsmädchen möchten einmal Hebamme oder Hilfskrankenschwester werden, um das Personal der UNRWA zu unterstützen. Dazu gibt es in jedem Aufnahmeland Schwesternschulen und noch andere Möglichkeiten zur Ausbildung. Flüchtlingsmädchen, die zur Aufnahme befähigt sind, erhalten Stipendien.

Die so äußerst wichtige Gesundheits-erziehung steht und fällt aber mit der allgemeinen Erziehung durch die Schulen. Hier lernen die Kinder die Grundlagen, die es ihnen ermöglichen, all das zu begreifen, was viele ihrer Eltern und Großeltern nie gelernt und nie begriffen haben: daß nämlich unter den Bedingungen, die das Leben im Flüchtlingslager mit sich bringt, die Hygiene das oberste Gebot sein muß.

Nach den vielen, manchmal traurigen Bildern, die wir in der Klinik gesehen hatten, boten die Schulklassen, die wir zusammen mit Scheich Jousef Wahaidi besuchten, eine

fröhliche und erfreuliche Abwechslung. Die Mädchen in ihren einheitlich blau-weiß gestreiften Kleidern sahen alle frisch und gesund aus und nahmen mit einer unglaublichen Begeisterung am Unterricht teil. Ihr Lerneifer schien kaum zu bändigen zu sein. Die Klassenräume standen in bezug auf Ordnung und Sauberkeit europäischen Klassenzimmern in keiner Weise nach. Die Leiterin der Schule wie auch die Lehrerinnen sind selbst alle Flüchtlinge. Sie sind sich ihrer wichtigen Aufgabe voll und ganz bewußt. Sie wissen, daß in den Schulen die Basis für das spätere Schicksal der Kinder gegeben wird. Je größer die Bildung ist, um so eher ist die Aussicht gegeben, einen Beruf zu erlernen und einen Arbeitsplatz zu erhalten, wodurch das Flüchtlingsdasein ein Ende findet. Die Leiterin der Schule zeigte ihre besondere Freude darüber, daß in den letzten Jahren die Zahl der Schülerinnen immer mehr ansteigt. Über 45 Pro-

**Unten: Die Araber sind sehr kinderreich. Die Kinder sind jedoch infolge der schlechten Lebensbedingungen sehr anfällig gegen Krankheiten und bedürfen der ständigen Gesundheitsüberwachung durch die UNRWA.**



zent der Kinder in den Schulen der UNRWA und UNESCO seien jetzt Mädchen. Diese Tendenz sei darum so erfreulich, da sich die Stellung der Frau in den arabischen Ländern ändere. Vor 15 Jahren seien nur 23 Prozent der Schüler Mädchen gewesen. Natürlich trugen Leiterin und Lehrerinnen keinen Schleier mehr und kleideten sich ganz europäisch. Die meisten der Mädchen in dieser Schule werden es, wenn sie erwachsen sind, ebenso halten.

Oft führen die neuzeitlichen Auffassungen zu Zusammenstößen mit der älteren Generation. Väter wollen ihren Mädchen oft verbieten, einen Beruf zu erlernen und außer Haus zu arbeiten. Man hält dies noch für unschicklich. Oft kostet es die ganze Überredungskunst des Führungspersonals der UNRWA, die Väter davon zu überzeugen, daß es den Töchtern dann besser gehen wird. Die Ablehnung liegt oft nur in der Tradition begründet. Ein Vater wollte z. B. nicht, daß seine Tochter die Tarna, das herkömmliche Kopftuch der Araberinnen, ablegen und die Schwestertracht anziehen sollte, die er für anstößig hielt. In diesem Fall war es eine schwedische Krankenschwester, die den Vater zum Umdenken brachte, indem sie selbst ihn in der Tracht einer Schülerin des Hebammenkurses besuchte. Der Vater hieß die Schwester herzlich willkommen, und sie plauderten angeregt, während dem Gast, wie üblich, starker türkischer Kaffee serviert wurde. Beim Abschied fragte die Schwester: „Gefällt Ihnen meine Kleidung, oder finden Sie sie anstößig?“

„Keineswegs“, erwiderte der Vater. Bei einer Europäerin fand er die Kleidung ganz normal.

„Das ist nämlich die Tracht, die Ihre Tochter tragen würde, falls sie in den Hebammenkurs eintritt“, erklärte die Krankenschwester.

Da mußte der Vater lachen, und er gestattete seiner Tochter die Teilnahme an dem Kurs.

Solche und ähnliche Geschichten wissen die Fortschrittlichen unter den arabischen Flüchtlingen in großer Zahl zu berichten.

Immer mehr Eltern geben jetzt die Vorurteile auf. Die Pflegeberufe, in denen ihre Töchter arbeiten können, gewinnen auch bei ihnen wachsendes Ansehen. Die Schwesternschulen haben ihre Lehrpläne erweitert und ihre Eintrittsprüfungen erschwert. Auf diese Weise erhalten sie nur Mädchen mit einer guten Vorbildung. Fast seit ihrem Bestehen hat sich die UNRWA darum bemüht, Pflegepersonal aus den Reihen der Flüchtlinge heranzuziehen. Bisher erhielten etwa 700 Flüchtlinge – Männer und Frauen – Ausbildung in Krankenpflege und in anderen Zweigen der Heilkunde.

Viele Flüchtlinge haben schon ein Diplom in der Krankenpflege erworben. Künftige Krankenschwestern und Pfleger können entweder in Institute eintreten, die von der UNRWA unterhalten werden, oder mit UNRWA-Stipendien in Krankenhäusern studieren. Leider fehlen dem Hilfswerk die ent-

sprechenden Mittel, um solche Stipendien in größerer Zahl zu vergeben.

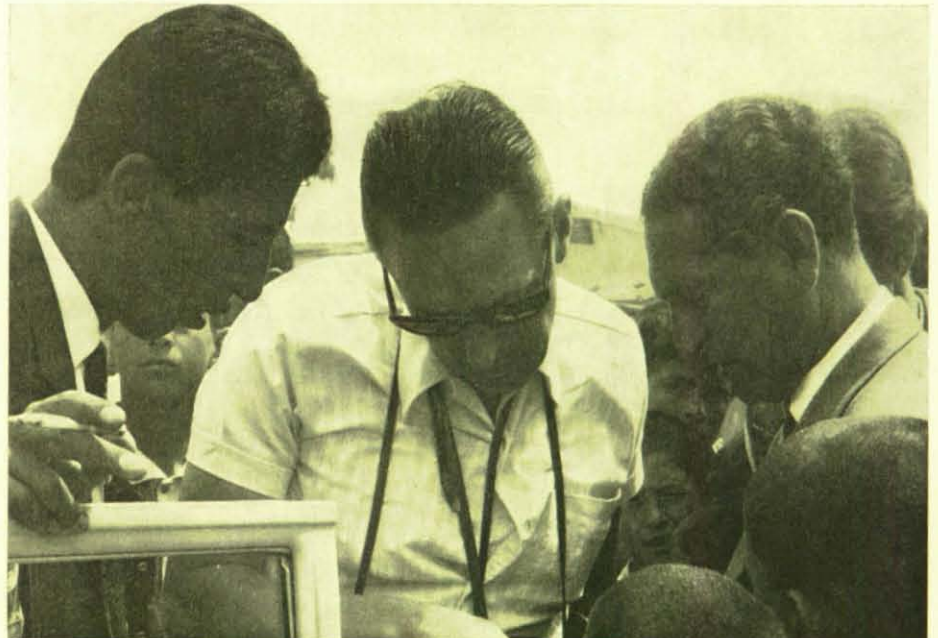
Viele der arabischen Diplomschwester arbeiten heute schon an leitender Stelle. Ein Beispiel hierfür gibt Leila Jahmy, die mit einem Stipendium des Hilfswerks an der amerikanischen Universität in Beirut öffentliche Gesundheitspflege studiert hat. Sie leitet heute das Pflegepersonal der UNRWA im Gazastreifen und beaufsichtigt über 260 Personen. Auch in den anderen Aufnahmeländern sind arabische Krankenschwestern auf leitende Posten gerückt. Das wäre vor Jahren noch undenkbar gewesen, denn damals besaßen nur wenige Mädchen die nötige Schulung.

### Schule und Berufserziehung

So kann die UNRWA auf ihr Unterrichtsprogramm und das von ihr eingerichtete Schulwesen wirklich stolz sein. Das Programm wird vom Hilfswerk in Zusammenarbeit mit der UNESCO geleitet (UNESCO = Organisation der Vereinten Nationen für Erzie-



Links: Das ist ein Blatt des Jahreskalenders, den die UNRWA für die Palästinaflüchtlinge herausgegeben hat. Jedes Blatt enthält besondere gesundheits-erzieherische Hinweise. Mitte links: Tägliches Einerlei im Lager. Mitte rechts: Scheich Jousef Wahaidi (rechts) und der Dolmetscher Mohammed Nazzar (links) waren Redakteur Freutel beim Sammeln von Informationen über das Flüchtlingsleben und die Fürsorgearbeit der UNRWA sehr behilflich.



hung, Wissenschaft und Kultur). Die UNRWA sorgt für die Verwaltung und Finanzierung, während die UNESCO die technische Durchführung leitet und eine Reihe von Spezialisten für Kontrolle und Planung zur Verfügung stellt. Die enorme Leistung dieser Organisationen weiß man erst recht zu schätzen, wenn man bedenkt, daß im Gazastreifen 101 Volks- und Mittelschulen mit 1509 Lehrern und Lehrerinnen unterhalten werden.

Die Grundschulen haben sechs und die Mittelschulen drei Klassen. Weiterer Unterricht wird auf den von den Gaza-Behörden geleiteten Oberschulen erteilt. Im Schuljahr 1966/67 gab es etwa 68 000 Schulkinder im Gazastreifen.

Eine gründliche Schulausbildung ist aber nicht nur die Voraussetzung für das weibliche Pflegepersonal. Durch das Fachschulungs- und Lehrbildungsprogramm der UNRWA können Mädchen ebenso wie Jun-

gen zu verschiedenen anderen Berufen herangebildet werden. In zehn UNRWA-Anstalten und anderen Instituten, die junge Flüchtlinge mit Stipendien besuchen, erhalten etwa 3600 Jungen und Mädchen berufliche Ausbildung. In der Mädchenbildungsanstalt werden sieben verschiedene Kurse erteilt, die je nach dem Schwierigkeitsgrad zwei oder drei Jahre dauern. Folgende Berufe können hier erlernt werden: Friseurinnen, Kindergärtnerinnen, Konfektions-

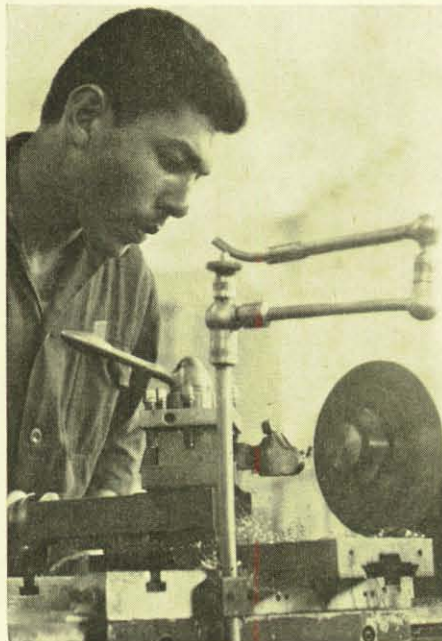


**In einer Fachschule für verschiedene Berufe, die den Anforderungen des Arbeitsmarktes in arabischen Ländern entsprechen, entscheidet sich für viele junge Flüchtlinge die Zukunft. Die Heranbildung von Facharbeitern ist mit die beste Entwicklungshilfe.**

schneiderinnen, Damenschneiderinnen, Haushälterinnen, Hauswirtschaftslehrerinnen sowie Stenotypistinnen bzw. Sekretärinnen.

Wir hatten schon davon gehört, daß von den jungen Männern, die ihre Ausbildung bekommen haben, viele in Industriebetrieben Belgiens, der Bundesrepublik Deutschland, Frankreichs, Schwedens oder der Schweiz eine Fortbildung erhielten.

Unser Besuch in der Fachschule für Jungen von Gaza vermittelte uns einen Einblick in das Programm, machte uns aber zugleich auf die enorme finanzielle Belastung der UNRWA aufmerksam. Denn um die Betriebskosten seiner zehn Anstalten zumindest teilweise bestreiten zu können, muß das Hilfswerk immer wieder um Zuwendungen für sein Patenschaftsprogramm ersuchen. Ein Stipendium von 2000 DM deckt alle Kosten einer einjährigen Ausbildung auf einer UNRWA-Anstalt. Der Spender erhält ein Bild und eine kurze Lebensgeschichte seines „Patenkinds“. Es gibt übrigens schon eine ganze Reihe von Fir-



men und Privatleuten in aller Welt, auch in der Bundesrepublik Deutschland, die solche Patenschaften übernommen haben. Auch aus kirchlichen Sammlungen sowie von Gewerkschaften und großen Zeitschriften sind Spenden angewiesen worden, die Hunderte von Patenschaften in den UNRWA-Anstalten decken. Dennoch ist hier der Bedarf nach wie vor sehr groß.

Der Direktor der Fachschule in Gaza, Halmi Hammad, schilderte uns in seinem Büro

den Ausbildungsweg der Jungen in den verschiedenen Berufszweigen. Die Berufe, in denen die UNRWA Ausbildung erteilt, sind entsprechend den Anforderungen des Arbeitsmarktes in den arabischen Ländern gewählt. Die Ausbildung erstreckt sich auf gewerbliche und technische Berufe folgender Sparten: Baugewerbe, Elektrotechnik, Mechanik, kaufmännische Berufe und Techniker.

Die Fachschule begann ihre Tätigkeit im Jahre 1954. Anfangs konnte sie nur 192 Lehrlinge aufnehmen. Ihr Ausbau, der vom Norwegischen Flüchtlingskomitee finanziert und im September 1962 beendet wurde, ermöglichte es, die Zahl der Jungen auf 368 zu erhöhen. Da es im Gazastreifen für ungeschulte Arbeitskräfte sehr wenig Erwerbsmöglichkeiten gibt, bemühen sich natürlich sehr viele junge Flüchtlinge um eine Berufsausbildung. Sie alle wissen, daß in vielen nahöstlichen Ländern die Unternehmer die gründliche theoretische und praktische Ausbildung der UNRWA-Fachschulen zu schätzen wissen. Darum ist der Andrang besonders groß. Leider ist die Zahl der Bewerber sechsmal so groß wie die der Freiplätze. Für die Glücklichen aber, die mit einem Abschlußzeugnis dieses Institut verlassen, öffnen sich viele Wege zu Dauerstellen und Unabhängigkeit.

Auch hier dauert die Ausbildungszeit meist zwei Jahre. Das erscheint, gemessen an deutschen Verhältnissen, kurz. Doch darf man nicht vergessen, daß man einerseits bestrebt ist, möglichst vielen jungen Flüchtlingen zu helfen, sich schnell auf eigene Füße zu stellen, andererseits wohlgedachte Ausbildungspläne und Methodik, an deren Ausarbeitung und Durchführung Experten aus der ganzen Welt mithelfen, für schnelle und gründliche Ausbildung eine Garantie bieten. Die Ausbilder wissen von vielen Arbeitgebern zu berichten, die sich lobend über die Absolventen dieses Instituts geäußert haben.

Abgesehen von ihren schwarzen krausen Haaren und ihrem etwas dunkleren Teint sahen die Lehrlinge in den einzelnen Werkstätten nicht anders aus als europäische Lehrlinge. Sie alle trugen blaue Arbeitsanzüge und machten einen wohlgenährten und gepflegten Eindruck. Überall begrüßte man uns mit dem freundlichen „Salam“, was ebenso wie das „Shalom“ in Israel „Frieden“ bedeutet. Ich habe schon einige deutsche Lehrwerkstätten gesehen, aber ich darf auch hier behaupten, daß sich die Einrichtungen der UNRWA in keiner Weise davon unterscheiden. Auch hier ist Ordnung und Sauberkeit Trumpf, soweit sich dies an einem Arbeitsplatz erhalten läßt. Hier wurde getischlert und geklempnert, geschlossert und geschmiedet, geschweißt und gegossen. Motoren wurden auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt, Kühlschränke gebaut und installiert, Betoneisenstäbe wurden gebogen und Mauern errichtet, Drehbänke, Hobelmaschinen und Schleifmaschinen waren in voller Aktion.

Bemerkenswert waren auch hier der Ernst

und der Eifer, mit dem die jungen Menschen ihrer Arbeit nachgehen.

Viele Lehrlinge hoffen, daß sie bald in irgendeinem Land des Nahen Ostens eine Stelle bekommen und mit dem Geld, das sie dort verdienen, ihre Familien in den Flüchtlingslagern unterstützen können, so wie es heute schon einige ihrer Brüder und Vettern tun.

Als wir wieder mit einem herzlichen „Salam aleikum“ (Friede sei mit euch) verabschie-

UNRWA auch auf anderen Gebieten als den bisher geschilderten lassen eine Erweiterung des Programms nicht zu. Denn auch auf dem Gebiet der Fürsorge leistet das Hilfswerk Erstaunliches. Mit aller Kraft ist man bemüht, der Entmutigung der Flüchtlinge entgegenzuwirken, indem man den Betroffenen hilft, die Lebensbedingungen aus eigener Kraft zu verbessern.

So gibt es Jugendheime für Flüchtlingsjungen, in denen sie Sport treiben können

handelt es sich um Blinde, Taubstumme und Krüppel. In 14 nahöstlichen Heimen erhalten sie Unterricht und Fachschulung. Allein in Gaza besuchen 60 Jungen die Blindenschule der Päpstlichen Mission, die außerdem schon 150 erwachsenen Blinden Heimunterricht erteilt hat.

Der Großteil der finanziellen Mittel der UNRWA dient dazu, die Flüchtlinge vor Hunger und Krankheiten zu bewahren und für Grundschulung zu sorgen. Jedes Jahr gibt es Fehlbeträge von einigen Millionen Dollar im Haushalt.

Die Notlage wirft auch ein scharfes Licht auf das grundlegende Problem der UNRWA, nämlich die unzureichenden und unbestimmten Einkünfte.

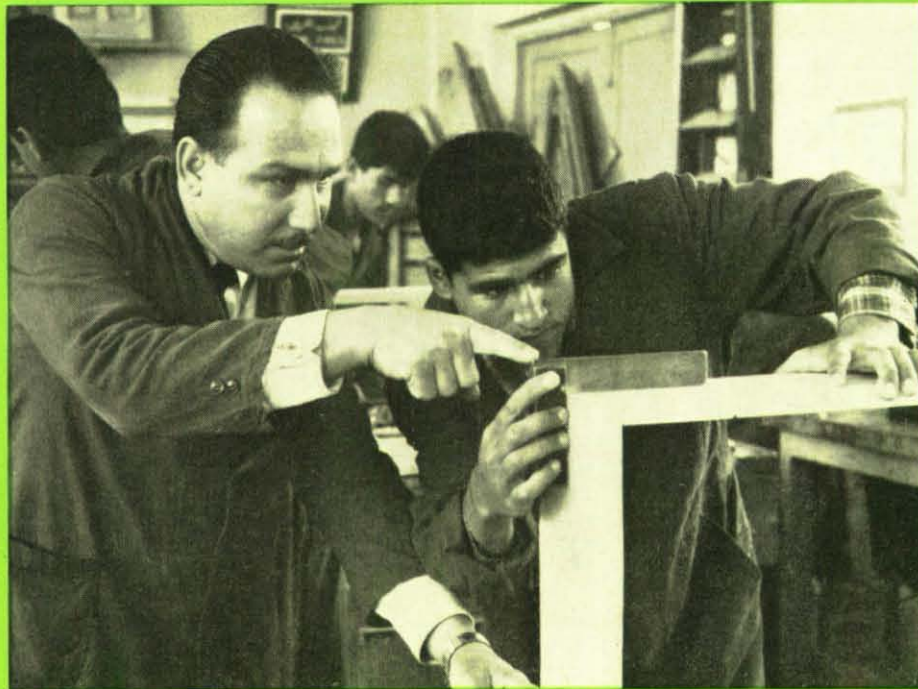
Wir verlassen die vielen segensreichen Einrichtungen und begeben uns noch einmal in das eigentliche Flüchtlingslager. Das Minarett der Moschee, das alles überragt, weist uns den Weg. Es steht inmitten der engen, einstöckigen Lehmhütten, um die herum Wäsche zum Trocknen hängt, die umgeben sind von kleinen Hühner- und Ziegenställen. Frauen, die mit ihren Kleinsten auf dem Arm in den Eingängen stehen, wenden sich ab, als wir näher kommen, und verschwinden im Inneren der Hütten. Auf den Straßen sitzen und stehen die Händler. Auch hier wieder das orientalische Marktbild. Vor den Häusern sitzen die Männer in Gruppen zusammen. Einige rauchen die Nargileh, die Wasserpfeife, andere spielen eine Art Domino oder ein Spiel mit Würfeln und Steinen. Es gibt Männer, deren Kleider zerlumpt sind. Ihre Haut ist schmutzig, und sie sind unrasiert und ungepflegt. Andere machen einen guten, für die Umgebung direkt adretten Eindruck. Doch manche Menschen sind voller Lethargie. Oder ist es orientalische Gelassenheit?

Wir sind auf Schritt und Tritt umringt von Kindern, alles Jungen mit kurzgeschorenem Haar. Die Mädchen halten sich in respektvoller Entfernung. Schwarze glänzende Kinderaugen starren uns an. Die Jungen reden auf uns ein. Sie fragen unaufhörlich, woher wir kommen, was wir wollen, wohin wir gehen. Unser Dolmetscher hat es schwer. Er bemüht sich, freundlich zu bleiben wie wir. Noch als wir wieder in unserem Wagen sitzen, verfolgen sie uns und rufen und schreien für uns unverständliche Worte. Dann bleiben sie in einer Staubwolke zurück.

Abends, nach Tel Aviv zurückgekehrt, lag ich nach einer langen warmen Dusche in meinem Hotelbett und dachte an all das Gesehene zurück. Ich war erschüttert. Obwohl ich müde war, konnte ich nicht schlafen. Die Bilder der Armut, die Blicke der Verzweiflung in den Augen der Flüchtlingsfrauen, die erbarmungswürdigen ungeschulden Kinder in ihrer Not, der zähe und harte Kampf der vielen guten Geister gegen das Elend, all das zog noch einmal an mir vorüber.

Inshallah? Wie Gott es will? – Ich kann das nicht glauben!

**Im nächsten Heft berichten wir weiter**



**Bemerkenswert ist der Ernst und der Eifer, mit dem die Lehrlinge ihrer Arbeit nachgehen.**

det wurden, konnten wir nur unserer Hoffnung Ausdruck geben, daß es der UNRWA möglich sein möge, noch viele solcher Institute einzurichten, um recht vielen jungen Menschen die Möglichkeit zu geben, mit einem ordentlichen Beruf in anderen arabischen Staaten ein menschenwürdiges Dasein zu leben und die Zahl der Flüchtlinge weiter zu verringern. Man kann darum die Heranbildung von qualifizierten Arbeitskräften ohne Übertreibung als eine der wichtigsten Aufgaben der Entwicklungshilfe im Nahen Osten bezeichnen.

### **Vielfältige Fürsorge**

Die Notlage des Gazastreifens macht die Arbeit des Flüchtlingswerkes nach all den Jahren immer noch unentbehrlich. Die Zahl derer, die aufgrund ihrer beruflichen Ausbildung bessere Zukunftsaussichten haben, ist verhältnismäßig gering. Die Zahl zu vergrößern ist aus finanziellen Gründen kaum möglich. Die vielfältigen Aufgaben der

und an gemeinnützigen Arbeiten mitwirken können. Zusammen mit der YMCA (Christlicher Verein junger Männer), die aus vielen Ländern freiwillige Helfer hierher sendet, werden aus den Reihen der Flüchtlinge freiwillige Jugendhelfer herangebildet.

In einigen Lagern gibt es Flüchtlingsheime für Frauen, wo diese Lesen und Schreiben, Gesundheitserziehung und Schneidern lernen.

Erwachsene können in Schnellkursen für Schreiner oder Schneiderinnen Kenntnisse erwerben, die ihnen ermöglichen, mit kleinen Arbeiten etwas Geld für die Familie zu verdienen.

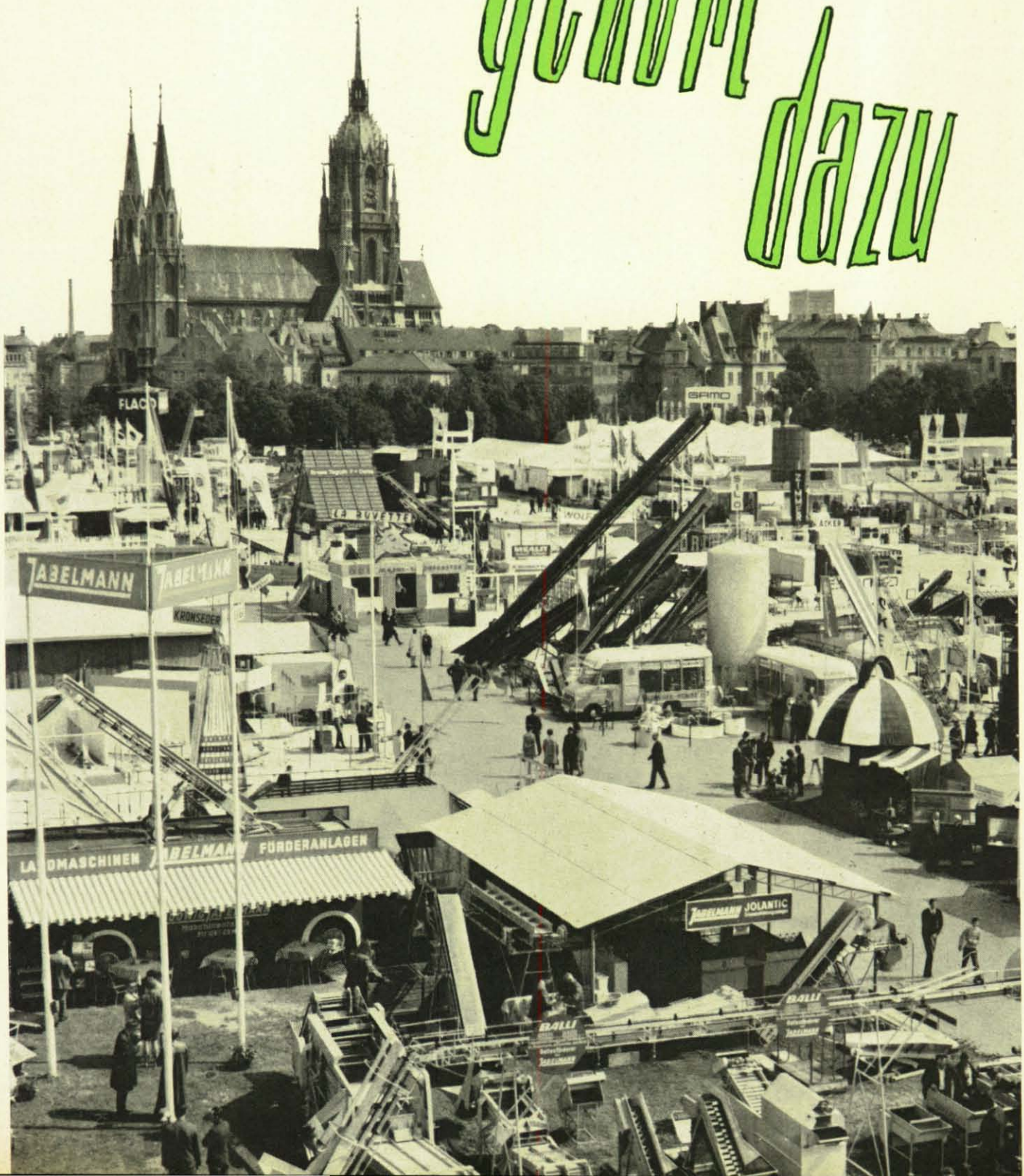
In jedem der acht Lager des Gazastreifens gibt es eine Strickereiwerkstätte und in der Stadt Gaza eine Verkaufsstelle, in der die Handarbeiten ausgestellt werden. Die Werkstätten werden aus dem Erlös der Arbeit der Strickerinnen unterhalten.

Eine Fürsorge besonderer Art ist den über 300 behinderten Kindern gewidmet. Dabei



Der Bundesluftschutzverband auf der 50. DLG-Ausstellung

# Selbstschutz gehört dazu



Seit Jahren ist der Bundesluftschutzverband auf großen Ausstellungen durch Informations- und Beratungsstellen vertreten und erfüllt so die ihm durch Gesetz gestellte Aufgabe, die Bevölkerung in Fragen des Selbstschutzes aufzuklären und zu beraten. So war es eine Selbstverständlichkeit, daß sich der Bundesluftschutzverband an der Jubiläumsausstellung der Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft 1968 in München mit einem großen, repräsentativen Stand beteiligte, der sich unter der Bezeichnung „Selbstschutz in landwirtschaftlichen Betrieben“ den Ausstellungsbesuchern darbot.

1885 gründete Max Eyth, der Verfasser des Buches „Hinter Pflug und Schraubstock“, die Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft. 1887 veranstaltete er bereits die erste DLG-Ausstellung, weil er schon damals erkannte, wie wichtig das ist, was wir heute Öffentlichkeitsarbeit nennen. Von dieser ersten Ausstellung, die im Zeichen des Dampfpfluges und der Dampfmaschine stand, bis zur 50. DLG-Ausstellung im Jahre 1968, zu deren technischen Symbolen der Computer zählte, hat die Landwirtschaft mit allem,



**Der Stand des Bundesluftschutzverbandes wies eindringlich die Besucher der DLG-Jubiläumsausstellung auf die Bedeutung des Selbstschutzes hin.**

**Oben: Ein Ackerschlepper mit angeschlossener Zapfwellenpumpe.**

**Mitte: Rund 40 000 Besucher wurden mit dem Selbstschutz konfrontiert.**

was dazu gehört, gewaltige Fortschritte gemacht. Diesen Fortschritt deutlich zu machen, den Weg in die Zukunft der Land- und Ernährungswirtschaft aufzuzeigen und eine Begegnung zwischen Stadt und Land herbeizuführen, waren Ziele dieser Jubiläumsausstellung. Die Eröffnung der 50. DLG-Ausstellung

durch Bundespräsident Heinrich Lübke fand in feierlicher Form in Anwesenheit vieler Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens statt. Es seien hier nur der bayerische Ministerpräsident Alfons Goppel, Bundeslandwirtschaftsminister Hermann Höcherl, der bayerische Landwirtschaftsminister Dr. Alois Hundhammer und der Münch-

ner Oberbürgermeister Dr. Hans-Jochen Vogel genannt. Bundesminister Höcherl zeigte in seiner Ansprache die Probleme auf, denen sich die deutsche und europäische Landwirtschaft heute gegenüber sieht. Dabei betonte er, daß die landwirtschaftliche Arbeits- und Produktionsgemeinschaft auf der Grundlage des Familienbetriebes auch heute noch in der Lage sei, sich zu behaupten.

Diese menschliche Gemeinschaft steht auch im Mittelpunkt dessen, was unter der Bezeichnung Zivilverteidigung, Zivilschutz und Selbstschutz immer wieder zur Diskussion und zur Stellungnahme herausfordert.

Im Hinblick auf den Informations- und Beratungsstand des Bundesluftschutzverbandes, der schließlich auch als ein Beitrag zur geistigen Auseinandersetzung über das Thema „Selbstschutz“ zu werten ist, äußerte sich Bundesminister Höcherl in einem kurzen Gespräch unter Anspielung auf seine frühere Tätigkeit als Bundesinnenminister: „Ich bin nach wie vor der Meinung, daß eine volle Verteidigungskonzeption ohne eine funktionsfähige Zivilverteidigung nicht möglich ist, und hier gehört der Selbstschutz dazu. Der Selbstschutz im landwirtschaftlichen Betrieb ist von großer Bedeutung, dient er doch nicht nur der Bevölkerung auf dem Lande, sondern auch jenen Menschen, die sich im Konfliktfall dorthin ergießen können.“

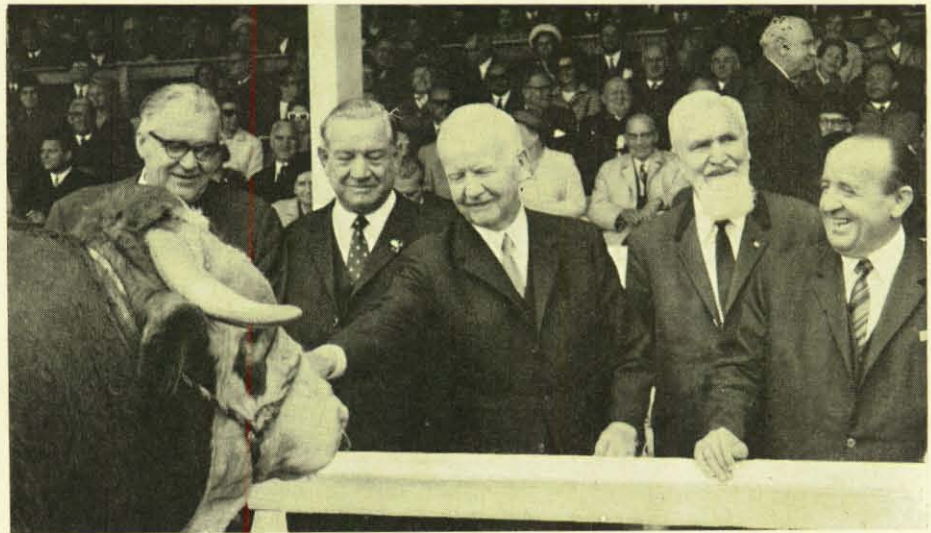
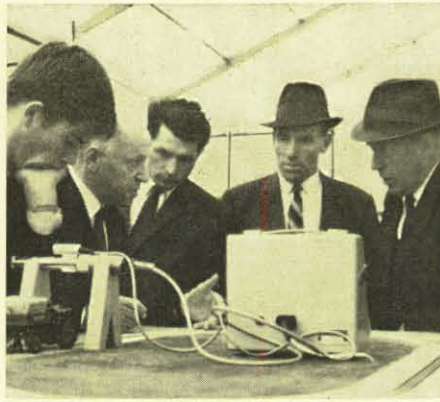
„Was kann man tun, was sollte man wissen“, um sich in der Katastrophe im engeren wie im weiteren Sinne weitgehend selbst helfen zu können, das waren die Kernfragen, die jedem Besucher der Sonderschau „Selbstschutz in landwirtschaftlichen Betrieben“ gestellt wurden. Rund 40 000 Personen sahen sich diesen Fragen gegenüber. Genau waren es 39 827 Standbesucher, von denen insgesamt 18 252 Personen in Einzel- und Gruppengesprächen informiert und beraten wurden. 19 haupt- und ehrenamtliche Mitarbeiter des Bundesluftschutzverbandes unterzogen sich im Wechsel dieser Informations- und Beratungsaufgabe. Dabei zeigten die Ausstellungsbesucher vom Lande, vergleicht man sie mit manchen Städtern, eine erstaunlich sachliche, ruhige und bedachtsame Art, das Thema „Selbstschutz auf dem Lande“ vorurteilsfrei zu sehen. Mit praktischem Sinn für das, was an vorsorglichen Schutz- und Hilfsmaßnahmen möglich und notwendig ist, fragte z. B. ein Landwirt aus Niedersachsen, welcher Wasservorrat erforderlich sei, um 10 Kühe während eines bestimmten Zeitraumes zu tränken. Von der so häufig zitierten Aktentasche oder von der nicht weniger oft genannten Feuerpatsche wurde kaum gesprochen, wenigstens nicht mit dem bekannten spöttischen Unterton. Ein-ödbauern, wie man sie z. B. in weiten Gebieten Bayerns finden kann, wissen eben aus Erfahrung, daß auch die beste und schnellste Feuerwehr bei einem Schadenfeuer nicht gleich zur Stelle sein kann. Da

können also Äste und Zweige bei einem Waldbrand wertvolle Dienste leisten, wenn sie als Feuerpatschen verwendet werden. Brennt es im Gehöft selbst, ist es unter diesen Umständen wichtig, wenn man die Zeit bis zum Eintreffen der Feuerwehr durch hinhaltende Brandbekämpfung gut und sachkundig zu überbrücken weiß. Der Landwirt weiß auch die Vorteile einer vorsorglichen Löschwasserbevorratung zu schätzen, denn auch die Feuerwehr muß hilflos zusehen, wenn das Löschwasser an der Brandstelle fehlt und nicht rasch genug herbeigeschafft werden kann. So wurde der Selbstschutz im landwirtschaftlichen Betrieb im Rahmen des erweiterten Katastrophenschutzes gesehen, was sehr dazu beitrug, den Wert vorsorglicher Maßnahmen für den Katastrophenfall allgemein herauszustellen.

Erfreulich war das Interesse, das die Presse dem Informationsstand des Bundesluftschutzverbandes entgegenbrachte. Es wurden nicht nur rund 200 Presseleute, vor allem Agrarjournalisten, mit Informationschriften versorgt, die Bundeshauptstelle führte auch unter dem Titel „Der Mensch in der Katastrophe“ eine Sonderveranstaltung durch, die mit einem Informationsgespräch für Redakteure aus allen Teilen der Bundesrepublik verbunden war, das im Rahmen der 50. DLG-Ausstellung nach einer Besichtigung der Sonderschau des Bundesluftschutzverbandes stattfand.

Von einer internationalen Zivilschutz-Tagung aus der Schweiz kommend, stattete das Geschäftsführende Vorstandsmitglied des Bundesluftschutzverbandes, Wolfgang Fritze, der 50. DLG-Ausstellung einen Besuch ab und hatte dabei Gelegenheit, den guten Besuch der BLSV-Sonderschau festzustellen. Nicht nur aus allen Ländern der Bundesrepublik kamen Landwirte, um sich hier über Fragen des Selbstschutzes zu unterrichten, sie kamen auch aus Spanien, Frankreich, Österreich, Italien, aus Ostblockstaaten und der Schweiz und sogar aus überseeischen Ländern, wie aus Brasilien.

Zu den prominenten Besuchern des BLSV-Standes gehörten Vertreter des bayerischen Innenministeriums und des Ministeriums für Ernährung, Landwirtschaft und Forsten und schließlich auch leitende Herren des Österreichischen Zivilschutzverbandes mit dem Präsidenten und Generalsekretär Josef Hans aus Wien an der Spitze. Unter den Besuchern fehlten die Schüler und Schülerin-



**Oben: Geschulte Helfer erläuterten den Besuchern die Strahlennachweisgeräte.**

**Mitte: Landwirtschaftliche Praktikanten aus Japan im BLSV-Stand.**

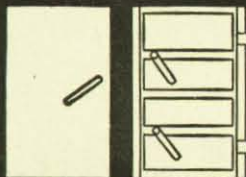
nen von Landwirtschaftsschulen nicht, wie sich auch die Landfrauen für Fragen des ländlichen Selbstschutzes sehr aufgeschlossen zeigten.

Nach dem Abschluß der Ausstellung konnte der in Vertretung des erkrankten Landesstellenleiters Dr. Georg Walberer mit der Leitung beauftragte Landesstellenleiter von Rheinland-Pfalz, Freiherr von Leoprechting, eine Bilanz ziehen, die sich sehen lassen kann. Gelang es doch, Tausende von Frauen und Männern, alt und jung, mit dem Selbstschutz als einer Einrichtung der Vorsorge, des Helfens und Schützens aus eigener Kraft bekannt zu machen.

Max Eyth, der Begründer der DLG, bemühte sich ein Leben lang, den technischen Fortschritt in den Dienst der Landwirtschaft und damit in den Dienst der Menschen zu stellen. Im Grunde genommen verfolgt man mit dem Selbstschutz der Zivilbevölkerung ein ähnliches Ziel, nämlich den Menschen vor den Gefahren des technischen Zeitalters weitgehend zu schützen und ihn in die Lage zu versetzen, sich in der Katastrophe zu behaupten.

**Dr. Rudolf Gunkel**

**Prominente Besucher; v. r.: Bundesminister H. Höcherl, Landwirtschaftsminister Dr. A. Hundhammer, Bundespräsident Dr. Lübke, Ministerpräsident A. Goppel und Landtagspräsident R. Hanauer.**



\* alle geprüft und zugelassen

**Schutzraum**  
Türen und Abschlüsse  
... natürlich von **Schwarze**

Drucktüren u.-klappen  
Notausstiegluken  
Gastüren u.-klappen

Deutsche Metalltüren-Werke Aug. Schwarze AG · Post: 4801 Quelle

F. L. von Thadden, Chefredakteur der Saarbrücker Landeszeitung, berichtet für die ZB von den Kriegsschauplätzen im Fernen Osten: Hier ein Beitrag über Vietnam

# Tod und Verderben über Saigon

Der Weg zum  
Selbstschutz führt  
über bittere  
Erfahrungen



Auf den Plätzen Saigons stehen heute zahlreiche Denkmäler. Sie sind Soldaten gewidmet, die sich in der südvietnamesischen Armee durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet hatten. Einige wurden auch zum Ruhme militärischer Einheiten, etwa der Marineinfanterie, errichtet. Mir scheint, wenn man Denkmäler in Saigon errichtete, so fehlt eines, das an die 294 Berufsfeuerwehrmänner der Stadt erinnert, die zu Beginn der Vietkong-Offensive ihr Leben eingesetzt haben, um die Stadt vor einer vollkommenen Katastrophe und verheerenden Feuersbrunst zu schützen. Etwa fünf Prozent der Stadt, die der Sitz der Regierung Südvietnams und des rückwärtigen amerikanischen Hauptquartiers ist, zeigen heute noch Spuren von jenen Stunden, die den Bewohnern Saigons noch lange im Gedächtnis haften werden.

Es war die erste Nacht des vietnamesischen Neujahrsfestes, „Tet“ genannt. Wie bei den Chinesen ist es auch bei den Vietnamesen Brauch, daß sie mehrere Tage lang feiern. Neujahr, das bedeutet für den Ostasien ein neuer Anfang. Zu diesem Zeitpunkt wünscht man sich nicht nur – wie es auch in Europa geschieht – gegenseitig Glück. Man schmückt Straßen und Häuser mit Transparenten und Glückszeichen, man sendet auch den entferntesten Bekannten gute Wünsche. Die Wohnungen werden von oben bis unten gereinigt, und es gilt als unheilbringend, wenn man am Neujahrstag seine Schulden nicht alle bezahlt hat. Neujahr ist nicht nur ein Fest der Freude, ja der Ausgelassenheit, die ihren Ausdruck in dem tausendfachen Lärm von Raketen findet, es ist auch die Zeit, in der die Großfamilien und Sippen möglichst vollständig zusammensein möchten. So wie es in Deutschland jede Familie als traurig empfindet, wenn am Heiligen Abend nicht alle Familienmitglieder unter dem Christbaum vereint sind, so bemühen sich auch entfernt lebende Familienangehörige in Ostasien, am Neujahrstag mit den Ihren zusammenzusein.

In den Tagen vor dem Festbeginn setzt ein lebhaftes Reisen und Wandern auf den Straßen Vietnams ein. Da ist es nicht zu kontrollieren, wer auf den Tausenden von japanischen Leichtmotorrädern, auf den Lastwagen mit Lebensmitteln oder Baumaterial sitzt, wer in dem orangefarbenen Gewand als Mönch der Hauptstadt zuwanderte und wer in den überfüllten Omnibussen sitzt, die den Lokalverkehr in Südvietnam mehr schlecht als recht aufrecht erhalten. Ja, selbst die vietnamesische Eisenbahn hielt in den Tagen vor dem Neujahrsfest ihren Betrieb auf einem Schienennetz aufrecht, das aus der französischen Zeit stammt und trotz der zahllosen Vietkong-Attentate auf die Bahnanlagen noch funktioniert.

Man muß die Ausgangssituation kennen, um zu verstehen, wieso hier die Rede von einigen hundert Feuerwehrleuten ist und wieso die Tage um die Monatswende vom Januar zum Februar als die Geburtsstunde für einen bescheidenen Zivilschutz in Vietnam angesehen werden müssen. Mit den



Omnibussen, Fahrrädern und Leichtmotorrädern waren nämlich nicht nur festesfreudige Verwandte nach Saigon und in ihre Schwesterstadt, Cholon, hineingeströmt, es kamen auch die Vietkong. Nach glaubwürdigen Berichten war der Befehl zum Angriff auf mehrere südvietnamesische Zentren von der Vietkong-Führung schon drei Monate vorher ausgegeben worden. Amerikanische Offiziere versicherten mir, es hätten genügend Berichte darüber vorgelegen, daß die Vietkong einen großen Schlag planten, und es sei auch die Rede von einem Angriff auf Saigon gewesen.

Aber – und das muß man wissen, wenn man das Versagen der Aufklärung richtig bewerten will – solche Warnungen und gefährlichen Ankündigungen hatte es schon vorher wiederholt gegeben, und es gibt sie auch heute wieder. Wie schwer ist es, zu erkennen, ob eine Information nur eine Tatarennachricht ist oder ob sie der Wahrheit entspricht. Wenn man allzu oft gerufen hat „Der Wolf kommt“, dann läßt die Aufmerksamkeit nach. Ich erinnere mich an eine Nacht, die ich nahe der Stadt Bien Hoa nach der Vietkong-Offensive verbrachte, als Alarmstufe „gelb“ angesetzt worden

**Die Gesichter der Menschen, die versuchen, sich vor den Angriffen auf ihre Wohngebiete in Sicherheit zu bringen, spiegeln die ganze Tragik eines unter der Furie des Krieges leidenden Volkes wider.**

war. Das bedeutete, daß mit einem unmittelbar bevorstehenden Feindangriff zu rechnen war. Alle militärischen und zivilen Dienststellen standen in höchster Bereitschaft – es geschah nichts. Ich erinnere mich auch, daß während meines Aufenthaltes in Saigon zweimal Vietkong-Überläufer mitteilten, an dem oder jenem Tage, zu dieser oder jener Stunde würde ein zweiter Massenangriff auf Saigon einsetzen. Der Angriff blieb zunächst aus, erst am 5. Mai begannen neue Kampfhandlungen.

Es mag sein, daß einige solcher Vorkündigungen bewußt gesteuert sind. So rätseln zu der Stunde, da dies geschrieben wird, die Abwehrstellen in Saigon noch darüber, ob ein Überläufer, der sich als Offizier mit hohem Rang ausgegeben hat, nicht in Wirklichkeit ein ganz unbedeutender Dienstgrad sei, der nur einen bestimmten Auftrag ausführte, nämlich mit einer glaub-

würdigen, detaillierten Ankündigung über Vietkong-Operationen gegen Saigon Unruhe in die Bevölkerung zu tragen. Vielleicht ist dies der Fall, jedenfalls sollte man mit der Kritik sehr vorsichtig sein, wenn man keine Erfahrung hat, wie schwierig es ist, zwischen richtigen, halbwayen, erfundenen und gesteuerten Informationen unterscheiden zu müssen.

Es gab also Warnungen, aber der Druck der südvietnamesischen Soldaten auf ihre Vorgesetzten, ihnen zum Neujahrsfest Urlaub zu geben, erwies sich als zu stark. Manche Einheiten ließen ein Drittel, einige sogar zwei Drittel ihrer Soldaten nach Hause fahren. Wer kann sagen, ob die etwas zahlreicheren Transporte von Särgen aus der Umgebung Saigons in die Stadt hinein hätten auffallen müssen. Manche Säрге enthielten jedenfalls keine Toten, in

nicht so gut wie sicher wäre, in den Särgen anderes als Leichen zu finden.

Die Stadt ist völlig von der Versorgung durch das fruchtbare Mekongdelta abhängig. Nördlich der Stadt gibt es Gebiete, in denen die Vietkong die Verbindungen sperren, östlich liegen riesige Dschungelgebiete. Aber im Süden, dort wo zahllose Seitenarme des Mekong und ungezählte Kanäle sich verschlingen, dort liegt die Lebensbasis für die 2,2 Millionen Menschen, die als Vietnamesen in Saigon oder als Chinesen in Cholon leben.

Es wäre ganz falsch, wenn man sich die Stadt Saigon im 13. Jahr des Krieges gegen die Vietkong als ein halb verödetes Siedlungsgebiet vorstellen würde. Sie quillt von Leben über. Wenn nicht gerade strenge Sperrstunde herrscht – meist zwischen 20 Uhr und 6 Uhr –, dann geht die Masse

der Bevölkerung ihrer Tätigkeit im Freien nach. Der Verkehr in Saigon kann sich mit dem in jeder europäischen Großstadt messen. Daß die schwereren Autos nur selten sind, spielt dabei keine Rolle. Kleine Dauphines sind das übliche Taxi, dazu kommen die Rikscha-Kulis und die bei uns seltener gewordenen Mopeds. Viele der Armen haben auch ein Fahrrad, und schließlich, man kann auch zu Fuß durch die Straßen gehen.

Dieses Gewimmel von Verkaufenden und Käufern, von Schwarzhändlern und Nichtstuern, von Soldaten und Polizisten in jeder Uniform, von Bettlern und Dirnen war in jener Nacht zur Ruhe gekommen, als das Unheil über Saigon hereinbrach. Mit Ausnahme einiger amerikanischer Einheiten und Dienststellen, die die Ansetzung der Alarmbereitschaft als vertraute Störung hin-



ihnen waren leichte und schwere Waffen verborgen. Obwohl in Vietnam nun schon seit 1941 geschossen und gestorben wird, so hat doch die traditionelle Achtung vor dem Toten und der Wunsch, verstorbene Angehörige würdig und in der Nähe der Familie beizusetzen, nichts an Kraft eingebüßt. Auch in Europa würde es sich die Polizei wohl kaum erlauben können, die Öffnung von Särgen zu verlangen, wenn sie

**Die Berufsfeuerwehr von Saigon im Einsatz. Dieses Bild wurde aufgenommen, nachdem bereits die ersten freiwilligen Helfer zur Verstärkung hinzugekommen waren. Der Mann im weißen Hemd ist ein solcher Helfer. Feuerwehrleute und Helfer wurden während der Brandbekämpfung beschossen.**

nahmen, gab es in der ganzen Stadt nur noch zwei Gruppen, die auf dem Kampf waren: das waren die Angreifer, über deren Stärke nach wie vor widersprechende Berichte vorliegen, jedenfalls waren es nicht mehr als einige tausend Vietkong – und das war die Feuerwehr von Saigon. 3.30 Uhr: Die Stadt liegt in tiefem Schlaf. Es war bis lange nach Mitternacht ausgiebig gefeiert worden, Schnaps und Reis-

wein waren in Strömen geflossen, das Knallen der Raketen war nach Mitternacht etwas schwächer geworden, es hatte aber noch nicht aufgehört. Jeder, der einmal ein großes Feuerwerk miterlebt hat — und in Saigon werden pro Kopf 60 Mark für dieses farbige Spiel zu Neujahr ausgegeben — weiß, daß man schwer zwischen friedlichem Knallen und kriegerischem Lärm unterscheiden kann. Maschinengewehre, leichte Flakwaffen, Pistolen und Handgranaten, das klingt nicht sehr viel anders als „Donnerschläge“ und andere Feuerwerkskörper. So nahmen es auch die Angehörigen der deutschen Botschaft, die wie ihr Botschafter Dr. Kopf in der Nähe des Flugplatzes von Tan Son Nut wohnen, nicht als schlechtes Zeichen, als sie in früher Morgenstunde durch anschwellenden Lärm geweckt wurden. Es mochte, so erklärten mir einige von ihnen ihre Vermutungen, ein neuer Ansturm der Festesfreude sein, der jedem als unvermeidliches Übel vertraut war. Erst als in einige leichte Bauwerke klatschend die Geschosse einschlugen, als sich Brandröte zeigte und Raketengeschosse in der Nähe mit einem Krach explodierten, der nun doch über den gewohnten Lärm hinausging, merkten die Deutschen wie die übrigen Bewohner des Viertels am Flugplatz, daß etwas kaum Glaubliches geschehen war: Der Feind war mitten in die Stadt eingedrungen.

In den Stunden vor Beginn der Sperrstunde hatten sich die Vietkong-Kommandos zu ihren Angriffszielen begeben. Sie warteten auf die Stunde des Losschlagens in leeren Schulen, buddhistischen Pagoden, Lager- schuppen oder in Wohnungen von Gesinnungsgenossen. Wochenlang, so berichteten Gefangene später, hatten sie die Angriffstaktik geübt. Ihre Vorgesetzten hatten keine Mühe gescheut, die Männer auf ihre Aufgabe vorzubereiten. Ungezählte Fotografien waren beschafft worden, damit sich die Vietkong in dem Gewirr der Straßen und Gassen zurechtfinden konnten. An Sandkästen mit Modellen der Gebäude hatte man durchgeprobt, welches Verhalten am erfolgversprechendsten sein würde.

Ich weiß nicht, ob die Erzählung stimmt, die ich hörte, daß in der Nähe der Grenze

Kambodschas, wo sich die Vietkong in der „Zone D“ ein dichtes Verteidigungs- und Tunnelnetz errichtet haben, ganze Anlagen errichtet wurden, die den Gebäuden nachgebaut waren, die gestürmt werden sollten. Es wird auch erzählt, daß die Angreifer mehrfach und feierlich das Gelöbnis abgelegt hatten, bis zum Tode zu kämpfen.

Die Vietkong, die in jener Nacht Tod und Verderben über Saigon brachten, gehörten zu den „Hauptstreitkräften“, der regulären Feldarmee. Sie waren erfahrene Partisanenkämpfer, und sie waren davon überzeugt, daß die Bevölkerung von Saigon nur auf den Anstoß von außen warte, um das Endziel der kommunistischen Taktik zu verwirklichen, den Aufstand der Massen. Nach den Lehren Mao Tse-tungs und Giaps, des Generalstabschefs der Nordvietnamesen, sollte als „dritte Phase“ dieser allgemeine Aufstand jeden Widerstand hinwegfegen. Darum gehörten zu den in Saigon eingesetzten Kämpfern neben den Waffenträgern auch politische Kader, die die Massen für die Revolution gewinnen sollten.

Darüber hinaus befanden sich bei den Kommandos kleine Gruppen, die den Terror auf die Straßen und in die Häuser tragen sollten. Wenn, so dachte die Vietkong-Führung, eine genügende Anzahl von Erschießungen von Gegnern stattfinden würde, wenn der Rauch brennender Stadtteile den gepanzerten Kräften der bisherigen Herren von Saigon die Sicht verderben würde, dann müßte es möglich sein, die Hauptstadt des Feindes in die eigene Hand zu bringen und den Krieg mit einem totalen Sieg zu beenden.

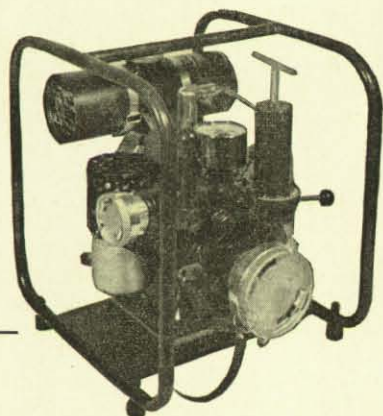
Zwischen diesem Ziel — in Hue ist man dicht an seine Verwirklichung herangekommen — und der Wirklichkeit standen in Saigon um 3.30 Uhr nur ein paar hundert einsatzfähige amerikanische Soldaten — und die Feuerwehr! Für letztere gab es keinen Alarm von oben, sie handelte aus eigenem Ermessen. Es gab in den ersten Stunden des plötzlichen Überfalls keinen Befehlshaber, der den Männern mit ihren blauen Uniformen und silbernen Helmen hätte sagen können, wo sie gebraucht würden. Es gab vor allem keinen Schutz durch die südvietnamesische Polizei, deren über 20 be-

festigte Stationen in der Hauptstadt zur gleichen Stunde zu den ersten Zielen des Gegners gehörten. Die Polizei kämpfte einen einsamen Kampf auf Tod und Leben. Ihre Angehörigen wußten, daß es für sie keine Gnade gab, denn sie galten und gelten als die gehorsamen Knechte einer „Marionettenregierung“, die im Solde der Amerikaner steht.

Selbstschutzformationen im eigentlichen Sinne gab es bei Beginn der Tet-Offensive nicht. Die Verbindung zu Regierungsstellen riß sofort ab. In Deutschland ist damals vor allem über den Angriff auf die amerikanische Botschaft berichtet worden; das Ereignis war gewiß spektakulär, da das Gebäude gegen Überfälle befestigt war, aber es war nicht der einzige Vorstoß von Vietkong-Kommandos in der Innenstadt.

Da gerade der erste Tag Lehren enthält, die für den Selbstschutz von Bedeutung sind, seien die ersten Stunden eingehender beschrieben: Neben dem Dutzend schwarzgekleideter Vietkong, die die US-Botschaft überraschend angriffen, hatten sich weitere kleine Gruppen aus ihren Verstecken am frühen Morgen aufgemacht, um andere wichtige Gebäude der zivilen und militärischen Verwaltung zu stürmen. Einer dieser Trupps griff von rückwärts den Präsidentenpalast an. Niemand weiß recht, warum die Vietkong gerade an dieser Stelle angriffen, an der die Militärpolizei kleine Bunker zum Schutze des Palastes eingerichtet hatte und besetzt hielt. Wäre der Angriff durch den Park — nur etwa hundert Meter weiter von dem tatsächlichen Angriffsziel entfernt — erfolgt, so wären die Aussichten für die Angreifer erheblich besser gewesen. Es hat den Anschein, daß der Versuch, in Saigon ein Chaos zu entfachen, von Anfang an den einen Mangel hatte, daß man sich zu streng an Pläne hielt, die vom Angriffsobjekt weit entfernt ausgearbeitet worden waren.

Neben dem Präsidentschaftspalast waren weitere Ziele: das Parlamentsgebäude, die Stadtverwaltung, das Hauptquartier der südvietnamesischen Streitkräfte, das rückwärtige US-Hauptquartier, große Versorgungslager und Depots und — in der späteren Phase der Kämpfe — die Chinesen-



## MINIMAX

**liefert alles für den Zivilschutz**

Technische und persönliche Ausrüstungen für Brandschutz, Rettung und Laienhilfe

Nebenstehendes Bild zeigt die neue leistungsfähige Kleinmotorspritze TS 05/5 MOTOMAX

**MINIMAX - Aktiengesellschaft, 7417 Urach / Württ.**

stadt Cholon, in der sich einige der wichtigsten buddhistischen Zentren befinden.

Zählt man die bereits erwähnten Polizeistationen hinzu, die sämtlich angegriffen wurden, so läßt sich sagen, daß an zahlreichen Stellen die Probe auf die Wachsamkeit der Verteidiger gemacht wurde. Das zentrale Gebäude der Feuerwehr gehörte dagegen nicht zu den Angriffsobjekten. Die Motorspritzen und Leiterwagen konnten zunächst ungehindert zu den Einsatzorten fahren. Dabei kam der Feuerwehr zugute, daß um diese Zeit die Straßen fast menschenleer waren. Die Vietkong hatten rückstoßfreie Geschütze, schwere Granatwerfer und Spezialisten im Handgranatenweitwurf zur Niederkämpfung der Angriffsziele eingesetzt, sie hatten aber auch erfahrene Brandstifter unter ihren Kommandos.

So kam es zu einem Duell zwischen Angreifern und Feuerwehrleuten. Saigon kannte bisher keine freiwillige Feuerwehr, also lag die Last des Brandschutzes ausschließlich auf der Berufsfeuerwehr. Erst nach Tagesanbruch halfen den Feuerwehrleuten freiwillige Zivilisten.

Eine seltsamere Brandbekämpfung dürfte die Geschichte der Feuerwehr kaum je erlebt haben: die Helfer wurden nämlich beschossen! Mancher Feuerwehrmann stürzte getroffen von der Leiter, und doch zog sich die Feuerwehr von keinem Einsatzort zurück. Erst im Laufe des ersten Kampftages gab es einige Erleichterungen: Rasch alarmierte amerikanische und südvietnamesische Einheiten trafen aus der Umgebung Saigons ein, Polizeistationen, die sich freigeekämpft hatten, sandten Verstärkungen, Heckenschützen wurden niedergekämpft.

Aber bis es so weit war, wurde die Bevölkerung auf eine harte Probe gestellt, wem sie sich anschließen wollte. Der Geheimsender der Vietkong verbreitete Aufrufe an die Massen, sich den Kommunisten anzuschließen, Flugblätter wurden verteilt, in denen zur Bildung von Revolutionsausschüssen aufgerufen wurde. Diese Beeinflussung blieb ohne Resultate. Spontan haben sich in manchen Straßen Stadtbewohner zu Gruppen zusammengeschlossen, bei denen nicht immer leicht zu sagen ist, inwieweit sie in europäischem Sinne Selbstschutzaufgaben ausübten und inwieweit sie als „spontane Milizen“ Kampfaufgaben erfüllten.

So gingen die Tätigkeiten durcheinander: Einerseits bewaffneten sich Bürger und beteiligten sich an den Kämpfen gegen die Vietkong; dies wird insbesondere von Studenten berichtet, andererseits – und manchmal waren es dieselben Männer – wurden Schulen geräumt, um sie als Notlazarette herzurichten, wurden Verwundete in Kirchen und Tempel getragen, wurden Kuriere eingesetzt, um die zerrissenen Nachrichtenverbindungen wiederherzustellen. Alle Aktionen trugen den Charakter des Provisorischen, das gilt jedoch nur für die Verteidiger, nicht für die Vietkong. Diese mußten bald erkennen, daß ihre Erwartung, die Bevölkerung zu einer Massenrebellion zu veranlassen, vergeblich war. So verschanzten sie sich in Gebäuden und hielten

dort fast ausnahmslos bis zu ihrem Tode aus. Erst diese Tatsache gab den Kämpfen die letzte Härte und die tagelange Dauer. In manchen Fällen hatten sich die Vietkong-Überlebenden in Eckhäusern eingenistet, die Straßenkreuzungen beherrschten. Dies führte dazu, daß die Versorgung einiger Stadtteile mehrere Tage lang gefährdet war, der öffentliche Verkehr kam ganz zum Erliegen.

Der wahrhaft tapfere Einsatz der Feuerwehrleute aber machte sich bezahlt: Fast alle Brandherde konnten lokalisiert werden. Wo es größere Brände gab, z. B. längs des Saigon-Flusses und in Cholon, da blieb der Schaden in Grenzen, weil es sich meist um leichtgebaute Lagerhallen handelte, die niederbrannten. Flächenbrände mit ihren katastrophalen Folgen konnten vermieden werden, und die öffentlichen Gebäude trugen zwar durch Beschuß Kampfspuren davon, wurden jedoch nicht zerstört.

Es hat den Anschein, als ob die südvietnamesischen Behörden einiges aus der Tet-Offensive gelernt haben. Wer heute nach Saigon kommt, der muß die Stadt schon gut kennen, wenn er noch Zerstörungen sehen will. Die meisten Reparaturen sind von den Bewohnern selbst ausgeführt worden. Die Regierung stellte Zement und Transportmittel zur Verfügung, in vielen Fällen fanden sich auch Helfer aus der Nachbarschaft ein. So wurde das Skelett eines Selbstschutzes aufgebaut. Die Feuerwehr ist heute stärker als im Februar. Studentinnen haben sich freiwillig gemeldet oder wurden verpflichtet, um in Krankenhäusern und Verwaltungsstellen eingesetzt zu werden. Ihre männlichen Kollegen erhalten eine vormilitärische Ausbildung.

Andererseits fehlt manches, was gerade zu einem geordneten Selbstschutz gehört. Angesichts der Tatsache, daß noch niemals Flugzeuge der Gegenseite in Südvietnam eingedrungen sind, gibt es praktisch keinen Luftschutz, jedenfalls keinen zivilen. Natürlich wäre das Eindringen von nordvietnamesischen Kampfflugzeugen in Südvietnam wegen der überwältigenden amerikanischen Luftüberlegenheit vorerst reiner Selbstmord, aber es gibt Gerüchte darüber, daß in Nordvietnam Raketenrampen für Boden-Boden-Raketen, also für weittragende Geschosse, errichtet wurden. Während im Norden ein nicht geringer Teil der Zementproduktion dazu dient, Zementröhren herzustellen, die an zahlreichen Stellen als Zufluchtsorte in den Boden eingegraben wurden, gibt es in Südvietnam nichts damit Vergleichbares. Ich habe bei meinen Fahrten und Flügen auch keine Deckungsgräben gesehen, die dem Zivilschutz dienen.

Immerhin hat die Regierung große Lager eingerichtet, in denen Flüchtlinge, aber auch Versorgungsgüter untergebracht sind. Allein in Saigon schätzt man die Zahl der Flüchtlinge, die sich dort auch nach dem Ende der Tet-Offensive aufhalten, auf etwa 80 000 Menschen. Viele von ihnen haben in Schulen, Pagoden und Kirchen, andere bei Verwandten Zuflucht gefunden. Rotes Kreuz und karitative Organisationen der Katholiken und Buddhisten versuchen ihnen zu

helfen. Bedeutend sind auch die Unterstützungen, die von Wohltätigkeitsorganisationen aus den USA kommen.

Wer von der Bekämpfung der Flüchtlingsnot spricht, sollte nicht übersehen, was die amerikanische Truppe selbst leistet. Es dürfte viele Militärärzte geben, die mehr Zeit für die Betreuung von Zivilisten aufbringen als für die eigene Truppe. Es gibt Soldaten, die viele Stunden ihrer Freizeit dafür opfern, bei dem Bau von Notunterkünften zu helfen. Mancher Amerikaner hat Waisenkinder adoptiert, Militärgestliche unterhalten Heime, Ehefrauen von Offizieren arbeiten als Krankenpflegerinnen in Hospitälern. Kurz, wer über die amerikanische Anwesenheit in Südvietnam spricht, der sollte auch nicht an diesen freiwilligen Hilfeleistungen vorbeigehen.

Notunterkünfte sind vorhanden, Reserven an Lebensmitteln wurden angelegt. Die zivilen Nachrichtenverbindungen sind etwas besser als früher, aber genügt das? Im groben würde eine neue Offensive der Vietkong – und mit ihr rechnet man in Saigon noch vor dem November, dem Monat der amerikanischen Präsidentschaftswahlen – aus dem Blickwinkel der Verteidiger wie folgt aussehen: Es liegen heute in Saigon und den großen Provinzstädten wie Hue und Danang mehr Kampftruppen als zuvor. Außerhalb der Städte hat man sich bemüht, Säuberungsoperationen durchzuführen, aber man schätzt auch, daß bis zu 2000 Vietkong noch in Saigon sitzen, wo sie vorerst friedlichen Beschäftigungen nachgehen.

Die mutigen Eisenbahner haben begonnen, wenigstens eine Rumpfstrecke von Saigon aus wieder zu befahren. Ich habe eine solche Fahrt erlebt: Zunächst kommt ein leerer Wagen, der die Reisenden gegen Minen schützen soll. Dann kommt ein zweiter Wagen, der zwar für den Reiseverkehr freigegeben ist, in dem jedoch kaum Passagiere sitzen. Diese halten sich überwiegend im letzten Wagen auf. Die Waggonen werden von einer Diesellokomotive geschoben. Uneingeschränkt verkehren wieder die Nahverkehrsomnibusse im Raum Saigon. Sie dürfen allerdings nur bei Tage fahren. Die Telefonleitungen, soweit sie bei den Kämpfen zerstört wurden, sind wiederhergestellt worden, der Postverkehr funktioniert, wenn auch mit Verzögerungen.

Um Saigon herum ist ein Netz von „Wehrdörfern“ entstanden. Die Polizei hat in den Dörfern Forts errichtet, die am Ortsrand liegen. Überall führt die Polizei zahlreiche Kontrollen durch; vor allem werden Gepäckstücke auf Fahrrädern kontrolliert, weil in ihnen gelegentlich Bomben versteckt sind. Jedoch haben die Feuerüberfälle in der Hauptstadt aufgehört, auch Bombenattentate sind selten geworden. Es gibt Tausende von jungen Männern, die in Uniformen herumlaufen. Man hat nicht genügend Waffen für sie. Und vor allem fehlt es an militärischen Ausbildern. Ob es nicht besser wäre, diese Männer würden die zu wenigen Bataillons verstärken oder für andere Selbstschutzaufgaben verwandt werden?





# Hilfe aus der Luft

**Luftfahrtschau und  
Großflugtag unterstreichen  
die wachsende Bedeutung  
von Hubschraubern und  
Flugzeugen bei Hilfsaktionen**

*Von H. C. Weiler, Bonn*

Die Deutsche Gesellschaft für Hubschrauber- und Luftrettungsdienst e. V. setzt sich nicht nur für den Aufbau der Hilfe aus der Luft in der Bundesrepublik ein. Bei ihr laufen dank ausgezeichnete internationaler Verbindungen viele Fäden von und zu ausländischen Einrichtungen des Luftrettungswesens zusammen. Hier werden die Nachrichten über Stand und Fortschritt im Ausland gesammelt und ausgewertet, so daß man einen Überblick gewinnt und Vergleiche anstellen kann.

Die Hilfe aus der Luft gewinnt in der ganzen Welt immer mehr an Bedeutung. Die Schweizerische Rettungsflugwacht und das Freiwillige Fliegerkorps Schwedens sind seit langem, auch in der Bundesrepu-

blik bekannt. Die Feuerwehren Italiens vermehren laufend ihren Luftfahrzeug-Park ebenso, wie die Fliegerstaffeln der Protection Civile in Frankreich und des Bundesministeriums für Inneres der Republik Österreich. In USA verfügt die Civil Air Patrol, eine mit Unterstützung der US-Luftwaffe aufgebaute Freiwilligenorganisation, über 800 CAP-eigene Flugzeuge und setzt daneben rd. 4000 privateigene Maschinen der Mitglieder ein. Die CAP führt 75% aller Such- und Rettungsflüge in den USA durch und zählt 80 000 Mitglieder, darunter 15 000 Frauen. Die Amerikaner sind auch Pioniere auf dem Gebiet der fliegenden Feuerwehren. Nachdem viele von ihren Stadt- und Landfeuerwehren schon seit über 10 Jahren Hubschrauber besitzen und einsetzen, begann dort kürzlich die zweite Stufe der Ausrüstung, d. h. die Anschaffung von größeren Hubschraubern mit 10–11 Plätzen speziell für den Feuerwehrdienst.

### Die Deutsche Luftfahrtschau

Zwei große Veranstaltungen lenkten in diesem Sommer die Aufmerksamkeit in besonderem Maße auf die Entwicklung und die Probleme der Hilfe aus der Luft in unserem Lande.

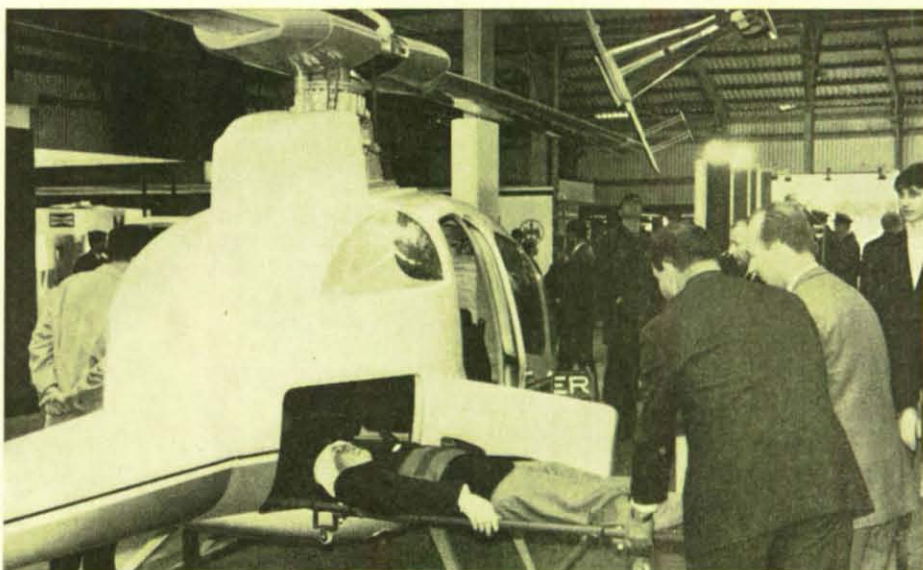
Die Deutsche Luftfahrtschau gilt im In- und Ausland als eine Schau der Sport- und Reiseflugzeuge. Auf diesem Sektor übertrifft sie selbst den berühmten Aero-Salon von Paris. Für den Bundesbürger ist sie ein Spiegelbild der einheimischen Luftfahrtindustrie.

Wer die Ausstellung in Hannover-Langenhagen im Hinblick auf den Katastrophen- und Zivilschutz ansah, dem fielen besonders zwei Gruppen von Luftfahrzeugen auf, die Sanitätshubschrauber und die STOL-Flugzeuge. War bisher die deutsche Luftfahrtindustrie auf dem Gebiet des Hubschrauberbaues sehr zurückhaltend, so stehen wir heute geradezu vor einer „Hubschrauberwelle“. Dabei zeigt sich, daß fast alle Hubschrauberkonstrukteure von vornherein den Einsatz ihrer Produkte im Rettungswesen berücksichtigen. Der neue Turbinenhubschrauber von Bölkow, der Bö-105,

wurde schon im Flug gezeigt und beeindruckte durch seine moderne Rotor-Konstruktion und seine damit zusammenhängende Wendigkeit und Flugsicherheit. Die Kabine hat eine zweitürige Luke am Heck, durch die zwei Norm-Tragen eingeschoben werden können. Auch der bei Dornier im Bau befindliche Leichthubschrauber mit Blattspitzenantrieb ist ähnlich ausgelegt. Durch eine Klappe seitlich hinten kann auch bei ihm eine Trage eingeschoben werden. Trotzdem kann ein Sitz der zweiten Sitzreihe noch von mitfliegendem Sanitätspersonal benutzt werden. Verzichtet man auf diesen Platz, gehen sogar zwei Tragen hinein. Wagner-Helicopter-Technik als Konstruktionsfirma von Arbeitshubschraubern weist ebenfalls darauf hin, daß in ihrer Ausführung mit größerer Kabine Tragen untergebracht werden können, desgleichen in ihrem neuen Kabinenhubschrauber „Aerocar“, einer Art Auto mit Rotor und Heckflossen.

### Erprobungen von ADAC und DRK

Die Frage des Einsatzes von Hubschraubern in der Unfallrettung hat in jüngster Zeit großen Auftrieb erhalten durch die Erprobungen, die vom ADAC in Hessen und vom Bayerischen Roten Kreuz über Ostern im Raum München durchgeführt wurden. Mit Unterstützung durch den ADAC hat im Sommer 1967 Dr. Feder drei Wochen lang im Gebiet Rhein–Main–Taunus als fliegender Unfallarzt Dienst getan. Zur Verfügung stand ein kleiner Brantly-Hubschrauber, der jedoch keine Krankentrage mitführen konnte. Bei diesem Test kam es im Zusammenwirken mit der Polizei und dem örtlichen Unfalldienst auf der Erde zu 52 Flugeinsätzen. 19 Schwer- und Schwerstverletzten konnte dadurch am Unfallort innerhalb von Minuten ärztliche Hilfe zuteil werden, wodurch allein eine Person mit absoluter Sicherheit und mehrere andere mit großer Wahrscheinlichkeit am Leben



**Oben: An der Attrappe eines für den Rettungseinsatz konstruierten Hubschraubers wird das Einschleiben der Trage demonstriert. Unten: Rettungshubschrauber der US Air Force bei einer öffentlichen Vorführung.**

geblieben sind. Bei den übrigen sowie 17 mittelschweren Verletzten und 32 leichteren Fällen konnte Vorsorge getroffen werden, daß sich ihre Verletzungen nicht wie üblich noch während der Fahrt zum Krankenhaus verschlimmerten.

In München hat eine kleine Fluggesellschaft einen ihrer modernsten Hubschrauber für den Rettungseinsatz hergerichtet. Die Kabine dieses Turbinenhubschraubers vom Typ Bell–206 „Jet-Ranger“ wurde mit einem Tragengestell versehen und die Türen durch Spezialanfertigungen mit Ausbuchtungen ersetzt. So können zwei Norm-Tragen untergebracht werden. Diese Maschine gilt als besonders vibrationsarm, was für Transporte von Verletzten mit Schädelbasis- und Rückgratbrüchen äußerst wichtig ist. In Zusammenarbeit mit dem BRK unter Leitung von Dr. Bruno Ehler, Chefarzt der bayerischen Sanitätskolonnen, wurde der „Jet-Ranger“ über Ostern im Raum München erprobt, wobei Schwerst-



verletzte geflogen wurden. Dabei konnten wertvolle Erfahrungen für die Organisation künftiger Einsätze gesammelt werden.

Das Präsidium des Deutschen Roten Kreuzes plant einen Großversuch über mehrere Wochen, wobei ein Hubschrauber Sud Aviation „Alouette III“ eingesetzt werden soll, der zwei Tragen aufnimmt und außer dem Piloten noch zwei Plätze für Sanitätspersonal bietet.

### Großes Angebot an STOL-Flugzeugen

Die Deutsche Luftfahrtschau gab auch einen Überblick über das internationale Angebot an STOL-Flugzeugen. Dies sind Flugzeuge, welche für Start und Landung nur sehr kurze Rollstrecken benötigen (short take off and landing), sage und schreibe unter 250 m, bei einigen sogar kaum 100 m. Sehr bekannt im Katastrophendienst sind durch die Einsätze der Schweizerischen Rettungsflugwacht die Pilatus „Porter“ und „Turbo-Porter“, die nun durch eine zweimotorige „Twin-Porter“ ergänzt werden. Aus deutscher Produktion sind die verschiedenen Modelle von Dornier zu nennen, an der Spitze der neue „Sky-Servant“. Der größte Vertreter dieser Flugzeug-Kategorie ist die „Twin-Otter“ aus Kanada, über deren Katastropheneinsätze in New York und bei der Waldbrandbekämpfung in Kanada wir bereits früher berichtet haben. Die STOL-Flugzeuge sind durchweg geeignet, auf unbefestigten Flächen zu landen, so daß man für sie in Katastrophenfällen leicht provisorische Flugplätze auf Wiesen, Klee- und Stoppelfeldern anlegen kann. Sie tragen Lasten zwischen 500 und 2500 kg.

### Fliegende Feuerwehr

Die zweite Veranstaltung, die auf die wachsende Hilfe aus der Luft in der Bundesrepublik hinwies, war der Großflugtag der Feuerwehren in Braunschweig. An die 20 000 Besucher strömten herbei. Das überstieg selbst die kühnsten Erwartungen der Veranstalter. In Niedersachsen sind bereits 34 freiwillige Feuerwehrmänner zu Flugbeobachtern ausgebildet. Die Flugzeuge zum Transport von Feuerwehr-Einsatzgruppen und Gerät sowie zum Absetzen von Fallschirmspringern werden von Aero-Clubs, Firmen und der Bundeswehr sowie von Polizei und BGS gestellt. Es kam in unserem Lande auch schon mehrfach zum Einsatz von Luftfahrzeugen bei der Brandbekämpfung. Als z. B. im März dieses Jahres das Motorschiff „Bavaria“ nach einer Laderaumexplosion in der Nordsee auf Grund geriet, brachten 14 Hubschrauber und Do-27 der Bundeswehr aus ganz Norddeutschland 80 Flaschen Kohlendioxyd heran, die von Marine-Hubschraubern zum Schiff geflogen und an der Seilwinde aufs Deck gelassen wurden.

In Braunschweig sah man aus der Luft dirigierte Feuerwehrfahrzeuge. Hubschrauber flogen Gerät am Lasthaken ein. Die Bedienung sprang per Fallschirm ab wie einige Feuerwehrmänner, die Feuerlöscher mitführten. Die Marineflieger der Bundeswehr zeigten, daß sie im norddeutschen Raum nicht nur über See helfen, sondern auch bei Katastrophen im Binnenland Hilfe anbieten können. Eines ihrer „Albatros“-Flugboote bewies bei einem Start mit Hilfsraketen, daß dieses große Flugzeug auch kleine Plätze im Katastropheneinsatz benutzen kann. Höhepunkt war jedoch die Vorführung eines Spezial-Rettungshubschraubers der US-Luftwaffe vom Stützpunkt Ramstein/Pfalz. Dieser Kamann „Huskie“ hat ein Schaumlöschgerät am Lasthaken, das er zusammen mit zwei Feuerwehrmännern in Asbestkleidung bei Bränden absetzt. Dann verhält der Hubschrauber im Schwebeflug über der Löschmannschaft und gibt ihr Schutz, wobei der Rotorabwind der beiden gegenläufigen Rotoren einen Luftkeil bildet.

Die Deutsche Luftfahrtschau Hannover und der Großflugtag der Feuerwehren in Braunschweig haben deutlich unterstrichen, daß die Hilfe aus der Luft auch bei uns wachsende Bedeutung gewinnt.

P 398 a -468



### Mit Sicherheit verbunden... UKW-Funksprechgerät FuG 7b

FuG 7b für den rollenden und fliegenden Einsatz – im Dienste der Sicherheit. Seine Charaktereigenschaften:

#### Leistungsfähig

120 Frequenzpaare für Gegensprechen; oder 240 Einzelfrequenzen für Wechselsprechen; 10 Watt und 3 Watt – umschaltbare Senderleistung.

#### Sicher

Volltransistorisiert; nur wenige, leicht austauschbare Baugruppen; schwallwasserdicht.

#### Raumsparend

Kompakte Bauweise, daher geringer Raumbedarf; geringe Einbautiefe; geringes Gewicht.

#### Universell

Verwendbar als Tornister – und Fahrzeugstation, als Feststation oder für Sondereinsätze – als mobile oder stationäre Doppelstation.

Fordern Sie unter FA 289

Informationsmaterial an.

Standard Elektrik Lorenz AG  
Geschäftsbereich Weitverkehr und Navigation  
7 Stuttgart-Zuffenhausen, Hellmuth-Hirth-Straße 42  
Telefon: \*(0711) 8 95 21, Telex: 722861

Im weltweiten **ITT** Firmenverband



# aktion sorgen- kind



Im Rahmen eines von der BLSV-Dienststelle Rheinisch-Bergischer Kreis veranstalteten Programms für die „Aktion Sorgenkind“ setzte sich auch mit viel Schwung diese Beat-Band (oben) ein.



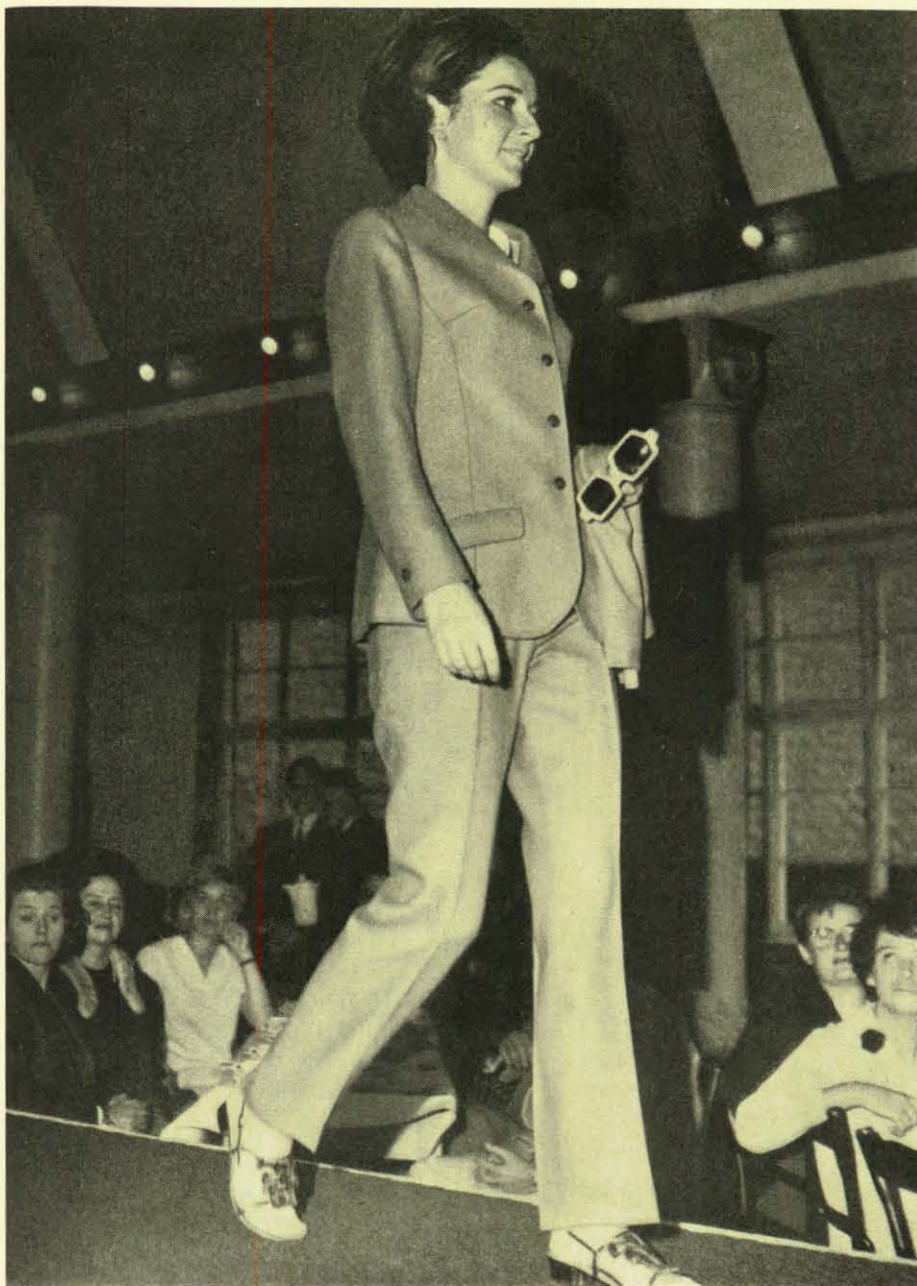
Links: Die Veranstaltungen auf dem Rathausplatz von Bergisch-Gladbach lockten viele Besucher herbei. BLSV-Dienststellenleiter Gert Berlenbach (am Mikrophon) erklärt den Sinn dieser Aktion.

**Viele Firmen und Geschäftsleute trugen, u. a. durch die Veranstaltung einer Modeschau, zum Gelingen und zum finanziellen Erfolg der „Aktion Sorgenkind“ bei.**

Bei einer der wöchentlichen Zusammenkünfte der Helfer der BLSV-Dienststelle Rheinisch-Bergischer Kreis wurde ange-regt, über die eigentliche Aufgabe hinaus eine Aktion zu starten, die sich in einer spürbaren Hilfe für Bedürftige auswirkt. Schnell einigte man sich, daß dieser Vor-schlag durch eine Sammlung zugunsten der „Aktion Sorgenkind“ am besten verwirklicht werden könnte. Gemeinsam wurde ein Pro-gramm aufgestellt. Dann ging man an die Arbeit. Am Freitag, dem 26. April, war es soweit. Am Nachmittag stellten die Helfer auf dem Rathausvorplatz in Bergisch-Glad-bach ein Ölfaß auf. Die Tonne war sauber lackiert und mit dem BLSV-Emblem ver-sehen worden. Am Münzeinwurf stand „Jeder Groschen zählt“, wobei das Wort Groschen durch ein aufgeklebtes Zehn-pfennigstück ersetzt war. Von nun an stand diese „Sammelbüchse“ täglich auf dem Platz, und jeder Vorübergehende konnte seine Spende für die Sorgenkinder ein-werfen.

Presse und Rundfunk wurden auf die Ak-tion aufmerksam und erwähnten sie in ihren Berichten.

Die Aktion wurde ein großer Erfolg. Ge-schäftsleute spendeten Spielwaren für den Verkauf zugunsten der Aktion und Lebens-mittel für die von der Bundeswehr zuberei-tete Erbsensuppe. Ein Fanfarenkorps aus Leverkusen gab ein Platzkonzert, Beat-Bands spielten zum Tanz auf. Eine Moden-schau der örtlichen Textilhäuser wie auch ein Orgelkonzert mit namhaften Künstlern fanden viele Besucher. Es gab eine große Autoschau mit einer Versteigerung, eine Kindereisenbahn und eine Ponykutsche. Neun Wochen lang trugen BLSV-Helfer, unterstützt durch DRK-Helfer aus Wipper-führt und Odental, unermüdlich zum Gelin-gen der guten Tat bei. Dann konnten dem II. Deutschen Fernsehen rund 10 200,— DM für die „Aktion Sorgenkind“ übergeben werden. Viele Bürger waren versammelt, als Stadtdirektor Dr. Kentenich aus diesem Anlaß die Arbeit der BLSV-Helfer in Ber-gisch-Gladbach würdigte.



**„Jeder Groschen zählt“ hieß die Parole. Bei Abschluß der Veranstaltungen konnten die Helfer dem II. Deutschen Fernsehen für die „Aktion Sorgenkind“ eine Spende von über 10 000,— DM übergeben.**



# DIE TECHNIK

# DES SCHUTZES

## Fachleute informierten Fachleute über den neuesten Stand des baulichen Zivilschutzes

Das „Haus der Technik“ in Essen veranstaltete im Mai 1968 eine Tagung über „Technische Probleme und Vorschriften bei Schutzraumbauten“. Die Tagung sollte den Architekten und Ingenieuren des Ruhrgebietes Gelegenheit geben, sich mit dem neuesten Stand des baulichen Zivilschutzes vertraut zu machen. Die zahlreichen Hörer, die den Hörsaal fast ganz füllten, zeigten durch ihre Anwesenheit und die intensive Beteiligung, daß sie von vornherein die Grundfrage nach dem Sinn baulicher Schutzmaßnahmen bejahten.

Die Leitung der Tagung lag in den bewährten Händen von Ministerialrat Dipl.-Ing. Hermann Leutz, der auch das einleitende Referat „Waffenwirkungen und sich daraus ergebende konstruktive Anforderungen an Schutzräume“ übernommen hatte. Der Vortragende wies darauf hin, daß allen Überlegungen und Planungen zum Thema

„Schutzraumbau“ ein eingehendes Erfassen der Waffenwirkungen vorausgehen müsse. Er schilderte zunächst die Wirkungen der konventionellen Waffen, deren Anwendung heute – bei der Konzeption „Begrenzte Kriegführung“ – durchaus denkbar ist. Um z. B. die erforderliche Festigkeit und Dicke von Umfassungsbauteilen eines Schutzraumes bestimmen zu können, muß man die Rechenwerte der Wirkungen: Aufschlag, Durchschlag, Kraterbildung, Abplatzeffekt, Splitterschlag usw., einsetzen können. Durch die Erfahrungen des letzten Krieges ist genau bekannt, welchen Umfang die Wirkungen von Spreng- und Minenbomben haben können. Es zeigte sich, daß leichte Bauwerke nur geringe Standfestigkeit aufweisen, daß dagegen die massiven Wohngebäude aus dem vorigen Jahrhundert durch ihre Konstruktion guten Schutz bieten konnten. Am besten haben sich Gerippekonstruktionen gehalten, bei denen die Druckwirkung einer Detonation nur die Ausfachungen „ausblies“, die tragende Konstruktion jedoch nicht zum Einsturz brachte. Die Steigerung des Bombenkalibers von 1939 bis 1945 (etwa von 4,5 kg bis zu 4500 kg) bewirkte, daß die meist provisorischen Schutzmaßnahmen – besonders bei Backsteinbauten – immer weniger Schutz bieten konnten. So wurden Splitter-

wirkungen noch bis zu Entfernungen von einem Kilometer festgestellt. Verzögerungszünder und Langzeitzünder, die den Bombenkörper tief ins Erdreich eindringen ließen, lösten bei der Detonation erdbebenartige Erdstoßwellen aus.

Die zunächst angewandten Brandwaffen waren im einzelnen gegenüber heutigen Waffen vergleichsweise harmlos. Sie wurden daher – um Flächenwirkung zu erzielen – in Massen abgeworfen. Bei den heutigen Napalmbomben werden schon bei einer einzigen Bombe auf einer Fläche von 65 m Durchmesser bereits Temperaturen von mehreren tausend Grad erreicht.

Man wird annehmen können, daß – auch in einem „begrenzten Krieg“ – die Schäden in erster Linie Brandschäden sein werden, ähnlich wie im letzten Krieg, in dem auch 80% aller Gebäudeschäden durch Brände verursacht wurden.

Min.-Rat Leutz schilderte dann im einzelnen die Wirkungen von Kernwaffen, deren Einsatz bei kriegerischen Auseinandersetzungen im mitteleuropäischen Raum durchaus denkbar ist. Wenn auch bauliche Schutzmaßnahmen im engeren Kreis unmittelbarer Waffenwirkung nur bei sehr hohem Aufwand den gewünschten Schutz ergeben, so können doch einfachere Maßnahmen in weiterem Umkreis sinnvoll sein. Das ergibt

sich schon aus dem Anteil der radioaktiven Strahlung:  $\frac{1}{3}$  der Strahlung wird als Anfangsstrahlung in kürzestem Zeitraum – maximal etwa 2 Sekunden – frei, wobei die Reichweite begrenzt ist. Zwei Drittel der Strahlung wirken sich im radioaktiven Niederschlag aus, auf längere Zeiträume und noch in beträchtlicher Entfernung vom Nullpunkt. Es ist deshalb nur vernünftig, sich vor allem gegen die langdauernden Wirkungen des radioaktiven Niederschlags zu schützen. Das ist die wichtigste Aufgabe des Schutzraumes, der – sofern die Gesamtbelastung des menschlichen Körpers unter 200 R bleibt – in der Lage ist, gegen diese langdauernden Wirkungen zu schützen.

Im Schutzraum müssen dann die klimatischen Bedingungen zum Überleben eingehalten werden, die sich in den Grenzwertpaaren von max. 29° C bei 100% rel. Feuchte oder 36° C und 40% rel. Feuchte ausdrücken lassen.

Bei Schutzräumen des verstärkten Schutzes muß man auch die gesamte Einrichtung und technische Ausstattung gegen Stoßwellen und Verschiebung sichern.

Ministerialrat Leutz faßte abschließend die Übersicht über die Waffengewirkung zusammen und begründete den Bau von Schutzräumen des Schutzzumfangs „Grundschutz“ durch einen Hinweis auf die Flächen, die bei Angriffen auf die Bevölkerung der Bundesrepublik als nur mittelbar gefährdet anzusehen sind.

Das zweite Referat der Tagung hielt Oberregierungsbaurat Klingmüller. Er berichtete über „Neuzeitliche Planung und Nutzung von Hausschutzräumen auf der Grundlage der letzten Belegungsversuche“.

Die bisherigen „Richtlinien für Schutzraumbauten“ sind im Juni 1967 durch die „Bautechnischen Grundsätze“ des Bundeswohnungsministeriums ersetzt worden. Die „Bautechnischen Grundsätze“ wurden herausgegeben, um die Anforderungen an den „Grundschutz“, den das Schutzbaugesetz von 1965 für Hausschutzräume festlegte, in allen Einzelheiten genau darzustellen. Der Architekt tut gut daran, sich mit dem Inhalt der Bautechn. Grundsätze vertraut zu machen, um zu einer optimalen Lösung zu kommen, die den Forderungen der Bautechnischen Grundsätze entspricht – also den notwendigen Schutzzumfang aufweist – aber gleichzeitig höchste Wirtschaftlichkeit besitzt.

Der Vortragende zeigte anhand von Regeltypen und ausgeführten Planungen die Möglichkeiten, die sich bei beliebigen Grundrissen von Wohnbauten finden lassen. Eine gewisse Reihung von Schutzräumen ist jetzt zulässig, auch sind bestimmte entwerfliche Erleichterungen bei der Einplanung der Schleusen, Notausstiege, Grobsandfilterräume gegeben worden. Auch die Ausstattung von Schutzräumen mit Sitzen und Liegen ist in den neuen Vorschriften hinsichtlich der Abmessungen etwas modifiziert worden. Man hat sich dabei die Erfahrungen zunutze gemacht, die zahlreichen Belegungsversuchen entstammten. Wenn auch die Belegungsversuche nur mit den Manövern im militärischen Bereich zu vergleichen sind, die ja nie die echte Situation des Kriegsschauplatzes darstellen können, so liefern sie doch genügend Erkenntnisse, die auf theoretischem Wege einfach nicht zu finden sind. Es ist beim Aufenthalt in einem Schutzraum wichtig, daß trotz der Enge des Raumes und der primitiven sanitären Verhältnisse die Schutzraumsassen möglichst gut untergebracht sind, so daß der Aufenthalt in der künstlichen Umwelt – die zum Schutz gegen äußere Angriffswirkungen geschaffen werden muß – nicht noch eine zusätzliche körperliche und seelische Belastung darstellt.

Der Referent schloß mit dem Hinweis auf die USA, wo bereits amtliche Broschüren über das Verhalten im Schutzraum entwickelt und verteilt wurden, damit technisches Versagen und psychologische Schwierigkeiten vermieden werden, die bei ungenügend informierten Schutzraumsassen u. U. zu erwarten sind. Hier könnte der BLSV helfend eingreifen.

Im Anschluß an diese Ausführungen berichtete Direktor Neuhöfer/Bochum über „Zweckmäßige Abdichtung von Schutzraumbauten gegen Wasser“.

Die Probleme, die sich bei der Abdichtung von Schutzraumbauten ergeben, wenn diese z. B. außerhalb des Gebäudes oder

# Jetzt kaufen!



**Preise stark herabgesetzt für Schreibmaschinen aus Vorführung und Retouren, trotzdem Garantie u. Umtauschrecht. Kleinste Raten. Fordern Sie Gratiskatalog N 26**

**NÖTHEL** Deutschlands großes Büromaschinenhaus  
A. G. - M. Z. H.

**34 GÖTTINGEN, Postfach 601**

## **ZB Einbanddecken**

für Jahrgang 1967  
Halbleinen mit Rückenprägung  
**Preis: DM 2,50** zuzüglich Porto  
sind noch vorrätig

Bestellungen beim Verlag erbeten

**MÜNCHNER BUCHGEWERBEHAUS GMBH**  
8 München 13, Schellingstraße 39/41, Tel. 22 13 61 [28 50 51]

**Packende Fotos - Viele Farbbilder**  
**Spannende Reportagen aus allen**  
**Bereichen des Sports - Autotests**

# sport

ILLUSTRIERTE

## ein Spiegel des Sports

Alle 14 Tage • DM 1,20 • Kostenloses Probeexemplar vom Verlag SPORT-ILLUSTRIERTE, München 13, Schellingstr.39

**BEILAGENHINWEIS:** Dieser Ausgabe unserer Fachzeitschrift liegt ein Prospekt der Firma Verlag SCHULZ, Percha, bei, den wir der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

an ungünstiger Stelle angelegt werden müssen, sind nicht immer einfach zu bewältigen. Die konventionellen Lösungen mit der Errichtung einer Wanne bieten neben erheblichem Kostenaufwand auch einige beim Schutzraumbau unerwünschte Erscheinungen: Durch die mehrfachen Dichtungsbahnen und die wärmedämmend wirkenden Dichtungsstoffe wird der Abfluß der im Schutzraum entstehenden Wärme in das umgebende Erdreich erheblich eingeschränkt. Das ist unerwünscht, da sonst die Gefahr eines Wärmestaus im Schutzrauminnern auftreten könnte. Außenliegende Dichtungen haben den Nachteil, daß sie nur mit großem Aufwand wiederhergestellt werden können, falls durch mechanische oder chemische Angriffe eine undichte Stelle entstanden ist. Die vom Vortragenden geschilderte Innenabdichtung ist ein Spezialbeton, der etwa 25–40 mm dick aufgetragen wird, nachdem die Betonoberfläche zu festerer Haftung aufgeraut wurde. Der Spezialbeton zeigt keinerlei Schwindrisse.

Sind – besonders bei größeren Flächen – Bewegungen des Bauteils zu erwarten, so muß man mit besonderen Dehnungsfugen, die mit bewährten Fugenabdichtungen auszustatten sind, diese Bewegungen möglich machen, ohne daß dadurch ein Eindringen von Wasser zu erwarten ist. Das Verfahren wurde an einer großen Zahl instruktiver Lichtbilder demonstriert. Besonders interessant waren die Aufnahmen von Hauskellern, die durch die Kanalisierung der Mosel in den neuen Überschwemmungsbereich kamen und von innen her abgedichtet werden mußten. Ebenso aufschlußreich waren die Darstellungen aus Bergstollen, die gegen einen Wasserdruck von 40 bis 60 m abzudichten waren, oder von Tunnelbauten, die auf der Länge von vielen Kilometern trotz gewisser Bodenbewegung trocken bleiben mußten.

In der anschließenden Diskussion wies Ministerialrat Leutz auch auf die Möglichkeit hin, Sohle und Wände von Schutzraumbauten von vornherein in Sperrbeton zu errichten.

Dipl.-Ing. Potthast, Essen, ergänzte die Darstellung der „Bautechnischen Grundsätze“ durch einen Vortrag über „Belüftung von Hausschutzräumen nach den neuesten Vorschriften des Bundeswohnungsministeriums“.

Zunächst erläuterte der Vortragende den Stoffaustausch der Schutzraumsassen mit der umgebenden Raumluft bei geschlossenen Räumen. Der langdauernde Aufenthalt, der durch die Wirkung heutiger Waffen erzwungen werden kann, setzt eine Durchflußbelüftung voraus, die selbstverständlich durch Filter das Eindringen schädlicher Stoffe verhindern muß. Wichtig ist dabei nicht so sehr die Zufuhr von Sauerstoff als vielmehr ein Ansteigen des Kohlensäurespiegels zu verhüten, da die mögliche Aufenthaltsdauer direkt dem Kohlensäuregehalt der Raumluft entspricht. Die von den Schutzraumsassen abgegebene Körper-

wärme und Feuchtigkeit läßt sich durch die Belüftung nicht vollständig entfernen. Es ist deshalb erwünscht, das Wärmespeichervermögen der Umfassungsbauteile möglichst groß zu machen. Bei verschiedenen Belegungsversuchen wurden Raumtemperaturen von etwa 29° C gemessen. Dann trat ein gewisses klimatisches Gleichgewicht ein. Entscheidend ist dabei, daß man – sofern ein Notstromaggregat vorhanden ist – jedes gewünschte Raumklima erzielen kann. Ist man aber auf die Eigenleistung der Schutzraumsassen angewiesen, was die Regel sein wird, dann muß ein annehmbares Raumklima bei einem Minimum des Luftbedarfs erreicht werden. Entsprechend den bautechnischen Grundsätzen sind die Belüftungsgeräte auf entsprechende Leistung bei Schutzbelüftung (mit Filter) und Normalbelüftung (ohne Filter) ausgelegt. Dipl.-Ing. Potthast schilderte dann die Filterwirkung der Grobsandfilter, die für Hausschutzräume in Frage kommen. Bei größeren Schutzräumen, bei denen sich die Kosten auf eine größere Zahl von Personen verteilen, kann man zusätzlich noch Raumfilter (Kohle-Schwebstofffilter) einsetzen, um den Schutzzumfang noch zu erhöhen. Man muß aber auch damit rechnen, daß Kühlanlagen (Brunnen oder Kältemaschinen) erforderlich werden, um die von Tausenden abgegebene Wärme umzuwandeln.

Dr.-Ing. Ehm, Bundesministerium für Wohnungswesen und Städtebau, referierte über „Wirksame Schutzmaßnahmen gegen Brand und radioaktive Strahlung bei Schutzräumen“.

Dr. Ehm schilderte die verschiedenen Arten von Bränden, die sowohl bei Angriffen mit konventionellen Waffen wie mit Kernwaffen entstehen können. Die Skala geht vom Einzelbrand eines freistehenden Gebäudes über den Flächenbrand, bei dem bereits eine erhebliche Steigerung der Brandintensität festzustellen ist, bis zum Feuersturm, der in dem betroffenen Gebiet eine völlige Vernichtung aller brennbaren Stoffe verursacht. Dabei ist bei den vorgeschriebenen Dicken der Umfassungsbauteile eines Schutzraumes die Dauer des eigentlichen Brandgeschehens nicht so gefährlich, weil sie ja nach Brandbelastung des Gebäudes verhältnismäßig kurz ist. Eine erste Gefahr für die Schutzraumsassen ist dadurch gegeben, daß brennende wie unverbrannte Teile des Gebäudes auf der Schutzraumdecke zusammenstürzen können und dann eine Art Meiler bilden, der dann tagelang Wärme in die Schutzraumdecke abstrahlt. Die Dicke der Schutzraumdecke entscheidet dabei, ob ein Wärmedurchgang bis zur Innenfläche stattfindet, oder ob der Meilerbrand abklingt, bevor eine vollständige Aufheizung der Decke stattgefunden hat. Als Schutzmaßnahme wird jetzt eine Schicht trockenen Sandes oberhalb der Schutzraumdecke vorgeschlagen. Mit weiteren Dämmstoffen werden noch Versuche angestellt. Wahrscheinlich

kann ein guter Schutz durch eine äußere Berieselung der Schutzraumdecke mit Wasser erreicht werden. Die technischen Einzelheiten dazu werden erst entwickelt.

Der Strahlungsschutz, den Wände und Decke eines Schutzraumes geben sollen, muß gleichfalls entsprechend geplant werden. Dr. Ehm zeigte an verschiedenen Beispielen, daß eine massive Hauskonstruktion bereits eine beträchtliche Schutzwirkung hat, die durch die notwendige Verstärkung der Kellergeschoßdecke (für die Errichtung eines Schutzraumes) noch erheblich gesteigert wird. Zusätzliche Maßnahmen wie Anböscheln der Schutzraumaußenwand, können den Schutzzumfang dann noch beträchtlich erhöhen. Ein leichtes Gebäude, das große Öffnungen in Erd- und Obergeschoß aufweist, benötigt größere bauliche Aufwendungen, um den gleichen Schutzzumfang zu erreichen.

In einem kurzen Reisebericht über „Ziviler Bevölkerungsschutz in Amerika“ gab Direktor Neuhöfer einen Überblick über die dortigen Schutzvorkehrungen. Die amerikanischen Schutzräume, die in großer Zahl in den letzten Jahren entstanden sind, bieten gegenüber konventionellen Waffen – deren Einsatz durch die Lage der USA unwahrscheinlich ist – keinen Schutz. Sie sind nur auf die Schutz gegen die Wirkung radioaktiver Rückstandsstrahlung bemessen. Die Schutzraumbauten werden nur durch gewisse Steuervergünstigungen bei Landessteuern gefördert, bundesseitige Finanzhilfen werden nicht gegeben.

Durch eine sehr genaue Ermittlung der für den Schutzraum geeignetsten Lage innerhalb massiver Gebäude ist es möglich, mit ganz geringfügigen zusätzlichen Kosten auszukommen, die z. T. nur wenige Dollars pro Schutzplatz betragen. Wettbewerbe unter den Architekten und Bauingenieuren, beispielhafte Bauten staatlicher und kommunaler Dienststellen helfen mit, der Bevölkerung immer wieder den Gedanken des Schutzraumbaus nahezubringen. Einen Schutz gegen Luftstoßwirkung hat man bisher nicht in Erwägung gezogen. Die Kosten wären bei der Situation amerikanischer Großstädte – auch für dortige Verhältnisse – utopisch. Ebenso sind zusätzliche Brandschutzmaßnahmen schwierig, da die Friedensnutzung der Gebäude nicht beeinträchtigt werden kann. Immerhin können die Amerikaner auf eine Zahl von etwa 160 Millionen Schutzplätze hinweisen, und auf Koordinierung aller Zivilschutzmaßnahmen mit der Gesamtverteidigung, so daß damit der Zivilschutz den gebührenden festen Platz – auch im Bewußtsein der Bevölkerung – erhalten hat.

Die Tagung wurde durch Ministerialrat Leutz beendet, der nach einer lebhaften und eingehenden Diskussion der Vortragsthemen durch die Anwesenden nochmals auf die Notwendigkeit baulicher Zivilschutzmaßnahmen – auch auf freiwilliger Basis – hinwies.





## Schleswig-Holstein

### ■ Blutspende — Forderung unserer Zeit

Konserviertes Blut hat an Bedeutung gewonnen, weil es bei steigender Zahl der Betriebs- und Verkehrsunfälle für den Verunglückten meist keine andere Rettung gibt, als den Blutverlust durch fremdes Blut gleicher Gruppe auszugleichen. Um Blut sofort und in ausreichenden Mengen zu haben, werden Depots mit Blutkonserven angelegt, deren Auffüllung durch Spendeaktionen erreicht wird. Hierbei wirken vielerorts Dienststellen des Bundesluftschutzverbandes und des Deutschen Roten Kreuzes zusammen.

Auch die Dienststelle Lübeck arbeitet seit Jahren mit dem Blutspendedienst Lütjensee zusammen und stellt ihre Räume in der Meesenkaserne zur Verfügung. Die Aktion am 23. April mit 128 Blutspendern, darunter eine ganze Anzahl BLSV-Helfer, erhielt dadurch eine besondere Note, als das NDR-Fernsehen sich für eine Reportage angesagt hatte. In Anwesenheit des Chefarztes vom Blutspendedienst Lütjensee, Dr. Stienen, des Organisators dieser Blutspendeaktion, Ebel, des stellv. Leiters der BLSV-Dienststelle Lübeck, Eichhorn, und des ehrenamtlichen Facharbeiters VI, Dr. Lock, wurde die Reportage für die „Nordschau“ durchgeführt.

Die Vertreter des BLSV sahen ihre Aufgabe darin, dem NDR-Aufnahmeleiter Dr. Rensch ihre gute Zusammenarbeit mit dem Deutschen Roten Kreuz vorzustellen und ihn über Einzelheiten im BLSV- und Selbstschutz-Bereich zu informieren.

Dr. Rensch zeigte sich sehr aufgeschlossen und bekundete ein betontes Interesse für unsere Sache. Inwieweit seine reichlich gemachten Notizen in die vorgesehene Sendung eingebaut werden können, ist von vielen Faktoren abhängig, die beim Zusammenstellen einer Sendung zu berücksichtigen sind. Außerdem muß die Berichterstattung auch vor dem Hintergrund der Blutspendeaktion gesehen werden. G. L.

## Hamburg

### ■ DGB stellt freiwillige Helfer

Nach der im April durchgeführten Umstellung der Deichverteidigung in Hamburg war es der

BLSV-Dienststelle HH-Bergedorf nicht mehr möglich, alle benötigten Helfer zu stellen. Die im DGB HH-Bergedorf zusammengeschlossenen Gewerkschaften haben in einer Vorstandssitzung einstimmig beschlossen, aus dem Kreis ihrer Funktionäre und Mitglieder mindestens 100 freiwillige Helfer zu stellen. Davon will allein die IG Metall 50 geeignete Kräfte der BLSV-Dienststelle HH-Bergedorf nennen. Alle diese Gewerkschaftler werden sich für den Selbstschutz der Zivilbevölkerung in einer Grundausbildung ausbilden lassen. Die Benachrichtigung der gemeldeten Kräfte für die Deichverteidigung während der Arbeitszeit soll in den Betrieben durch die Personal- oder Betriebsräte vorgenommen werden; in den übrigen Tageszeiten oder während der Nacht durch den BLSV-Beauftragten. Die Voraussetzung für den Einsatz ist in jedem Fall die gesicherte Benachrichtigung durch die BLSV-Beauftragten. Diese haben ebenfalls die Betreuung während der Ausbildung im Selbstschutz zu übernehmen.

## Niedersachsen

### ■ Übung im Grenzland geplant

Zu einer Information über den Stand des Zivilschutzes in beiden Ländern hatte der Kommandant von Emmen, van Hoogen, Vertreter seines benachbarten Regierungsbezirks Osnabrück in seinen Befehlsbunker eingeladen. Unter der Leitung von Bezirksstellenleiter Lücke (Osnabrück) nahmen der Kreisbeauftragte für den Kreis Lingen (Ems), Henke, der Dienststellenleiter für den Kreis Bentheim, Gründel, sowie seine Mitarbeiter Beuershausen, Günther und Morkowsky an diesem Treffen teil.

Van Hoogen begrüßte seine deutschen Gäste recht herzlich und erinnerte an die bisherige gute Zusammenarbeit. Er zeigte dann an einer Flanelltafel den Aufbau der niederländischen Zivilverteidigung. Nicht nur in gesetzgeberischer Hinsicht, auch in der Ausführung der geltenden Gesetze haben die Holländer einen Stand erreicht, der die deutschen Bemühungen überflügelt hat. In jedem Kreis in Holland besteht eine funktionstüchtige Organisation mit etwa 150 Mann, die in 3 Schichten in dem Befehlsbunker un-

tergebracht werden, wenn die Lage dazu zwingt. Durch das Gesetz über die „Noodwachten“ sind alle Offiziere und Mannschaften, die ihren Militärdienst abgeleistet haben und von den Streitkräften nicht benötigt werden, zur Dienstleistung in der Bescherming Bevölkerung bis zum vollendeten 40. Lebensjahr verpflichtet. So verfügt Kommandant van Hoogen über etwa 1000 Verpflichtete und weitere 1000 Männer müssen durch Freiwillige ergänzt werden.

Es war interessant zu erfahren, daß die Sollstärke der Freiwilligen fast  $\frac{2}{3}$  beträgt. Van Hoogen bestätigte die sehr gute Zusammenarbeit mit den Feuerwehren. Im Rahmen der BB nehmen sie an Großübungen in Zusammenarbeit mit den Einheiten des Bergungs-, Sanitäts-, Fernmelde-, ABC-Dienst usw. teil und erweitern somit ihre Kenntnisse und Erfahrungen.

Die mobilen Kolonnen dieser Dienste sind voll ausgerüstet und werden durch ständige Übungen einsatzbereit gehalten. Der Aufbau des Selbstschutzes der Zivilbevölkerung vollzieht sich in etwa ähnlichen Bahnen, wie es in der Bundesrepublik vorgesehen war.

Auch der Warn- und Alarmdienst ist sehr gut ausgebaut und überspannt das ganze Land. Jeder Kreiskommandant löst in Holland für sein Kreisgebiet den erforderlichen Alarm in eigener Verantwortung aus.

BLSV-Kreisbeauftragter Henke unterrichtete über den Stand der zivilen Verteidigung der Bundesrepublik. Er konnte in seinen Ausführungen leider nicht auf einen ähnlichen guten Stand des deutschen Zivilschutzes hinweisen. Darüber zeigten sich die holländischen Gastgeber sehr erstaunt. Sie hatten in Deutschland einen besseren Aufbau erwartet, da ja bei uns auch die Erfahrungen des letzten Krieges vorliegen.

Zum Abschluß der gemeinsamen Tagung bedankte sich van Hoogen bei den deutschen Gästen für ihr Interesse und für die gute Zusammenarbeit auf dem Gebiete des Zivilschutzes. Bezirksstellenleiter Lücke schloß seinen Dank für die Einladung mit den Worten „Not kennt keine Grenzen“ und zeigte damit die Notwendigkeit der Zusammenarbeit beider Zivilschutzorganisationen auf.

Eine gemeinsame deutsch-holländische Übung in den näch-

sten Wochen in Schöningsdorf, die diesseits und jenseits der Grenze durchgeführt wird, soll das gute Zusammenspiel beider Organisationen bestätigen.

## Bremen

### ■ Wollen ihre Töchter mitbringen

Am 14. Mai sprach die Fachgebietsleiterin VII, Frau Erna Dittmar, vor der Frauengruppe Bremen-Blumenthal des Bundes der Vertriebenen über Schutz und Hilfe der Familie in Not-situationen. Frau Dittmar ging von der Notwendigkeit einer Überlegung und den Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten der Familie sinnvoll angepaßten Bevorratung an Lebensmitteln und Trinkwasser in den Haushalten aus. Diese Forderung löste eine recht lebhaft Diskussions über die unterschiedliche Haltbarkeit der Nahrungsmittel, ihren rechtzeitigen Austausch und ihre zweckmäßige Unterbringung aus. Die meisten Frauen bemühten sich, durch eigene Erfahrungen das Vorgetragene zu ergänzen. Wie vorausgesehen war, fühlten sich die Anwesenden für die ausreichende Versorgung ihrer Familien mit Lebensmitteln verantwortlich.

Als es aber um die Frage ging, inwieweit die heimatvertriebenen Frauen, die doch schon vielen Notsituationen gegenüberstanden, sich jetzt noch in der Lage fühlen, z. B. bei Unfällen, wie sie leider recht häufig im Haushalt vorkommen, Erste Hilfe zu leisten, stellte es sich heraus, daß es zwar nicht an Hilfsbereitschaft fehlte, wohl aber an Wissen, Können und Übung. Daher waren die Frauen an den anschließenden Ausführungen über die vielfältigen Möglichkeiten, schnell und sicher Erste Hilfe zu leisten, sehr interessiert.

Am Schluß der Veranstaltung erklärten viele Teilnehmerinnen freimütig, daß sie die Absicht hätten, nach dem Sommerurlaub an einer Selbstschutz-Grundausbildung teilzunehmen. Ihre Töchter, die — so meinten sie — es ja besonders angeht, wollten sie mitbringen.

## Nordrhein-Westfalen

### ■ Zivilschutztag in Solingen

Um den Bürgern einen Einblick in die Vorsorgemaßnahmen der Stadt Solingen für Katastro-

phenfälle zu geben, führte das Amt für Zivilschutz am 4./5. Mai Zivilschutztage durch. Beteiligt waren die Fachdienste des LSHD sowie die Basisorganisationen DRK, THW und die Feuerwehr. Der BLSV war mit der Fahrbaren Informations- und Beratungsstelle und mit dem Filmwagen vertreten.

In seiner Eigenschaft als örtlicher Zivilschutzleiter eröffnete Oberstadtdirektor Dr. Fischer die Zivilschutztage vor einer interessierten Zuschauermenge und vor den Helfern der Basisorganisationen. In seiner Ansprache führte er unter anderem aus: „Leider gibt es immer noch Menschen, die annehmen, der Zivilschutz betreibe ‚Kriegsspiele‘. Diese Ansicht muß ausgeräumt werden. Die Schweiz und Schweden beispielsweise, die seit Generationen keinen Krieg mehr im eigenen Lande kennen, sind für Katastrophenfälle ausgerüstet und vorbereitet.“

Er dankte abschließend den Helfern für ihren aufopfernden Einsatz, den sie freiwillig zum Wohle des Bürgers und der Gemeinde ausübten. An die Begrüßungsworte schloß sich eine eingehende Besichtigung der zur Schau gestellten Zivilschutzeinrichtungen. Kleine Einsatzübungen des Sanitätsdienstes, des Bergungsdienstes und des Feuerwehrendienstes zeugten von dem Stand der Ausbildung.

Der BLSV sah seine Aufgabe hauptsächlich darin, auf die Notwendigkeit des Selbstschutzes und auf den Zusammenhang mit den behördlichen Zivilschutzmaßnahmen hinzuweisen. Die Einrichtungen der Fahrbaren Informations- und Beratungsstelle boten hierfür beste Möglichkeiten. Störversuche von Zivilschutzgegnern, die in Solingen stark vertreten sind, schlugen fehl. Die von den Helfern des BLSV und des LSHD sachlich geführten Diskussionen – bisweilen diskutierten zehn Gruppen – beeindruckten die Bevölkerung, so daß die Zivilschutzgegner keine Resonanz fanden.

## Hessen

### ■ Bundeswehr ist dabei

In Hessen besteht seit mehreren Jahren eine gute Zusammenarbeit zwischen Bundeswehr und Bundesluftschutzverband. Seit einigen Monaten sind alle Dienststellen der

Wehrbereichsverwaltung IV (Hessen, Rheinland-Pfalz und Saarland) gehalten, alle Beamten, Angestellte und Arbeiter durch den Bundesluftschutzverband im Selbstschutz auszubilden zu lassen. So saßen denn in den vergangenen Monaten Regierungsdirektoren neben Arbeitern in den Lehrsälen des BLSV, z. T. auch in den Räumen der Bundeswehrdienststellen, und absolvierten Grundausbildungen.

Darüber hinaus ergingen Anweisungen an die einzelnen Dienststellen, den Aufbau des Erweiterten Selbstschutzes, d. h. die Bildung von Selbstschutzstaffeln für Brandschutz, Rettung und Laienhilfe, beschleunigt durchzuführen. Während die Ausbildung der Zugführer im allgemeinen an der bundeswehreigenen Schule in Krettnich/Saar erfolgt, zieht man zur Unterweisung der Stafelangehörigen die örtlichen BLSV-Einrichtungen heran. Zum Teil stellt die Bundeswehrverwaltung für die Fachausbildung ihrer Leute die eigene Brandschutzausrüstung sowie das Rettungs- und Bergungsgerät. Auch wurden die Bediensteten im Gebrauch der bundeswehreigenen Strahlennachweis- und -meßgeräte unterwiesen. Obwohl die Teilnahme an Selbstschutzgrundausbildungen freiwillig ist, haben sich in mehreren Garnisonen Soldaten bereit erklärt, an diesen Veranstaltungen außerhalb der Dienstzeit teilzunehmen. In anderen Orten konnten auch die Angehörigen von Bundesbediensteten für die Teilnahme gewonnen werden. Im Herbst wird die Wehrbereichsverwaltung IV auf dem Gelände der Dienststelle Wiesbaden eine Brandschutzübung, kombiniert mit Rettung und Laienhilfe, mit eigenen Leuten und eigenen Geräten durchführen.

Die Wehrbereichsverwaltung IV ist bemüht, als erste Wehrbereichsverwaltung alle Bediensteten durch die Selbstschutz-Grundausbildung geführt und den Erweiterten Selbstschutz aller ihrer Dienststellen vorbildlich durchgeführt zu haben.

I. H.

## Rheinland-Pfalz

### ■ Landfrauen für Vorsorge

Aufmerksame Zuhörer fand Frau Darimont von der Landesstelle Saarland, als sie in der Landwirtschaftsschule Arzfeld

(Kreis Prüm) über den Selbstschutz sprach. Allmonatlich kommen in dieser Schule die Vorsitzenden und Vertrauensfrauen der Landfrauenvereine des Bezirks zusammen. Landwirtschaftsrätin FrI. Schneider, die diese Zusammenkünfte organisiert, hatte den BLSV zu einem Vortrag eingeladen. Das für die Landfrauen neue Gebiet des Selbstschutzes war eine dankbar empfundene Abwechslung in dem allgemeinen Veranstaltungsprogramm, in dem die hauswirtschaftlichen Themen überwiegen.

Frau Darimont ging von dem heutigen Zustand der Perfektion aus, in dem man sich bei Gefahren der verschiedensten Art zu sehr auf Behörden und Institutionen verläßt und zu wenig an eine Selbsthilfe denkt. Dabei ereignen sich alltäglich Katastrophen aller Art. Oft seien die ersten Minuten entscheidend, ob ein Unglücksfall begrenzt bleiben oder sich ganz erheblich ausweiten kann. Man möge sich bei größeren Unglücksfällen immer gedanklich in die Rolle der Betroffenen versetzen, die dringend einer Hilfe bedürfen. Erste Hilfe, Brandbekämpfung, Rettung Verschütteter müßten deshalb schon vorsorglich geübt werden, denn es sei unangenehm, ja verantwortungslos, herumzusteher und nicht helfen zu können.

Den sehr interessierten Landfrauen gab Frau Darimont viele Hinweise, was getan werden müsse, um Vorsorge zu treffen und helfen zu können. Über erste Brandbekämpfung, die Sicherung wichtiger Dokumente, über den Trinkwasservorrat, die Anlage eines Lebensmittelvorrates spannte sich ein weiter Bogen bis zur Einrichtung einer Hausapotheke und weiteren Maßnahmen. Erforderlich sei aber vor allem die Teilnahme an Kursen des Bundesluftschutzverbandes. Man brauche nicht immer gleich an einen Krieg zu denken, aber nach 1945 habe es in einer unfriedlichen Welt schon wieder 40 Kriege gegeben. Frau Darimont führte das Beispiel von neutralen Ländern an, die wie Schweden und die Schweiz systematisch mit beträchtlichen Geldmitteln Vorsorge gegen eine hoffentlich nie kommende, allerdings auch mögliche Katastrophe treffen. Gerade die Frauen und Mütter von Kindern hätten die moralische Pflicht, alles zu tun, was an Hilfsmaß-

nahmen möglich sei, ehe Hilfe von draußen komme. Lieber eine Vorsorge ohne Katastrophen als Katastrophen ohne Vorsorge.

Die anschließende Aussprache bewies, daß hier in der Eifel bei den Landfrauen der Selbstschutzgedanke ein fruchtbares Echo gefunden hatte.

gbt

## Baden-Württemberg

### ■ Informationstagung für Bürgermeister

Zum 23. April hatte das Landratsamt Konstanz auf Weisung des Regierungspräsidiums Südbaden Bürgermeister kleiner Gemeinden aus den Bodenseekreisen Überlingen, Stockach und Konstanz zu einer zweitägigen Zivilschutz-Informationstagung des BLSV nach Singen (Hohentwiel) eingeladen.

Manche der Teilnehmer mögen sich bei ihrer Anreise nach Singen an Scheffels historischen Roman „Ekkehard“ erinnert haben, der ja den Hohentwiel zum Schauplatz hat. Sicher aber wird sie die Sorge um den Schutz ihrer Bürger und ihre Verantwortung als örtlicher Zivilschutzleiter begleitet haben.

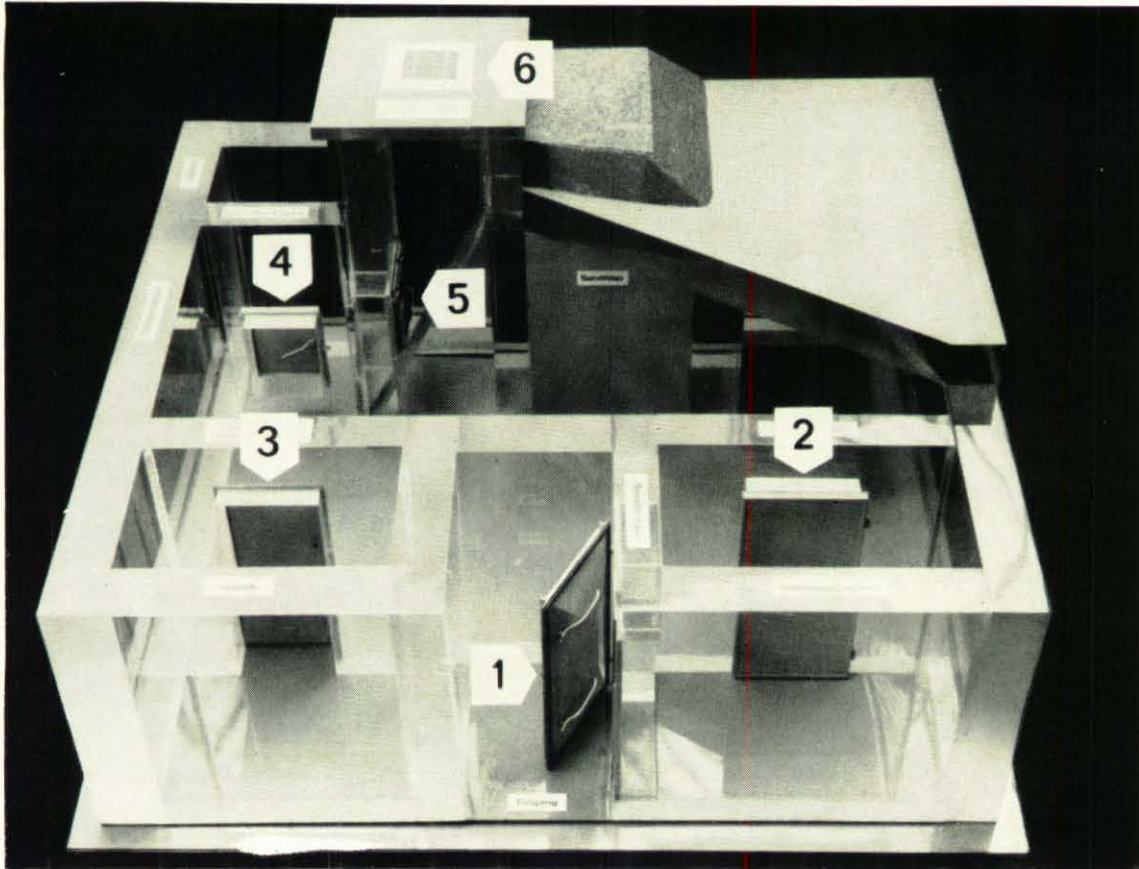
Als Regierungsdirektor Schimmelpfennig im Namen des Landrats 72 Bürgermeister im großen Sitzungssaal der Stadt begrüßte, meinte man die gespannte Erwartung zu spüren, was es zum Thema „Selbstschutz“ im Atomzeitalter überhaupt noch zu sagen gebe.

Nachdem Oberregierungsrat Nunier, Leiter des Referats ZV im Regierungspräsidium Südbaden, und Professor Dr. Bühl gesprochen hatten, wurden viele Stimmen laut, warum man den Bürgermeistern nicht schon viel früher die realen Schutzmöglichkeiten in dieser Form aufgezeigt hätte.

Der Teilnehmerkreis zeigte sich sowohl für die theoretischen Themen wie auch für die Praxis sehr interessiert. Eine ganze Reihe von Gemeinden haben schon jetzt für den Herbst um die Durchführung von Aufklärungsveranstaltungen und einige sogar um die Durchführung von Selbstschutz-Ausbildungen gebeten.

Der große Teilnehmerkreis bei dieser extern durchgeführten Tagung hat bewiesen, daß Informationstagungen in zentral gelegenen Orten wegen der Zeitersparnis für die Bürgermeister von ganz besonderer Bedeutung und sehr erfolgversprechend sind.

# Stahltüren für den Schutzraum

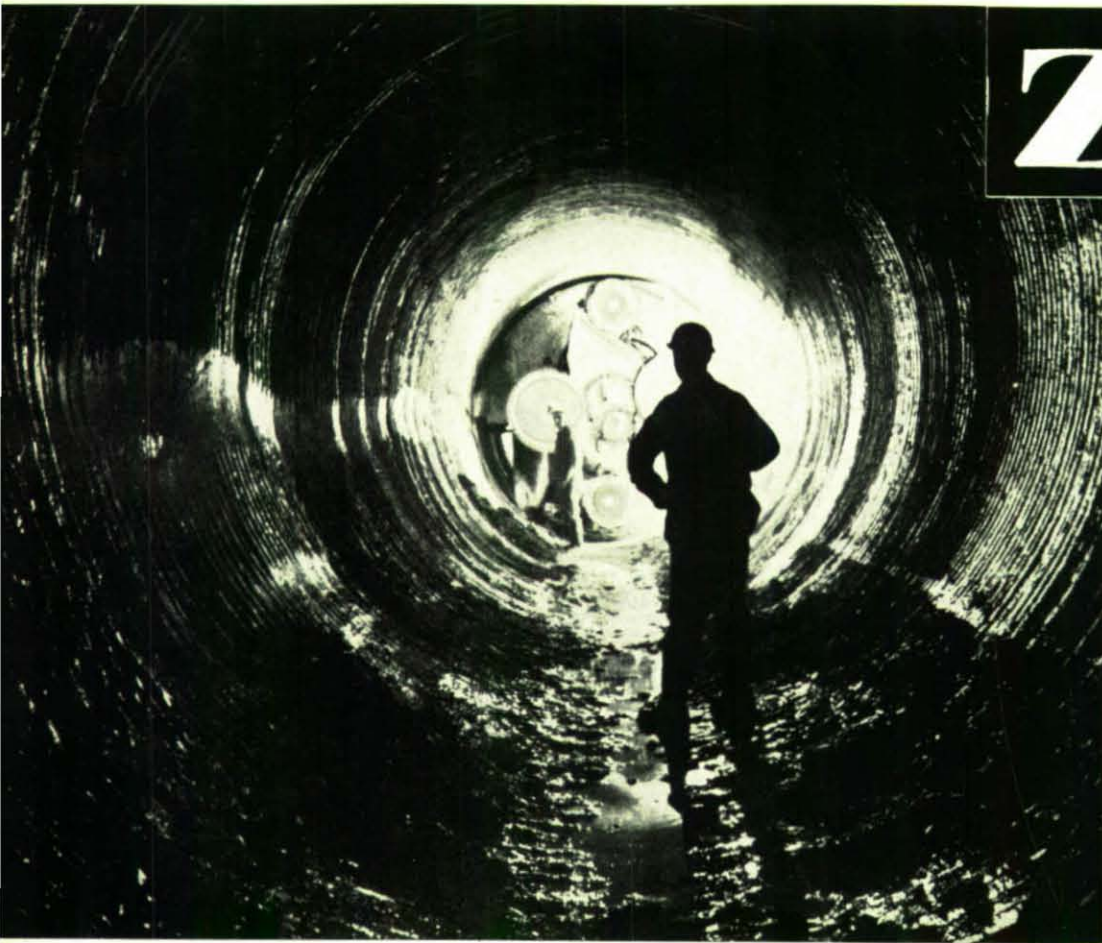


**Schutzraumtüren und ihre Verwendung werden hier am Schnittmodell eines Schutzraumes S 3 gezeigt. Die Nummern von 1 bis 6 beziehen sich in der Reihenfolge auf die Drucktür vor der Schleuse, die gasdichte Tür zwischen Schleuse und Aufenthaltsraum, die Stahltür mit Lüftungsschlitzen zum Toilettenraum, die gasdichte Klappe zur Notausgangsschleuse, die Druckklappe zum Notausstiegschacht und die befahrbare Luke als ebenerdiger Abschluß des Notausstieges.**

Will man den Türen und Abschlüssen im Rahmen des Schutzraumbaus eine zentrale Bedeutung zuerkennen, so mag das auf den ersten Blick überspitzt erscheinen. In der Praxis erweist sich aber die Wichtigkeit gerade dieser Bauelemente: Sie sollen an den kritischen Punkten Schutz bieten – da, wo die Wand durch die notwendigen Ein- und Ausgänge unterbrochen werden muß. Schutz gegen Luftdruck, Feuer, Rauch und Luftverseuchung – so grundverschiedene Anforderungen sind in einer einzigen Konstruktion kaum ausreichend zu berücksichtigen. Es wurden deshalb spezielle Bauarten entwickelt, deren wichtigste Drucktüren und gasdichte Türen sind. Im normalen Wohnungsbau interessiert vor allem die gasdichte Tür. Sie stellt die obli-

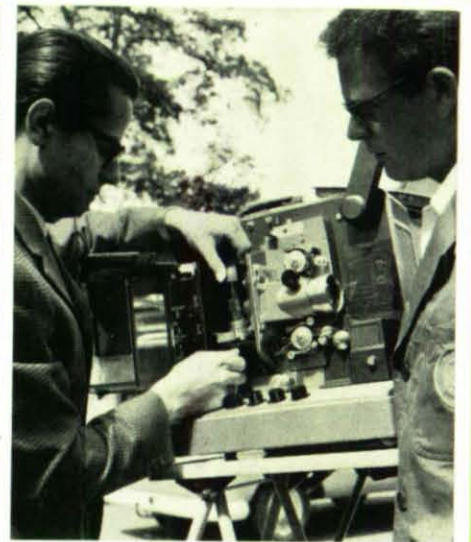
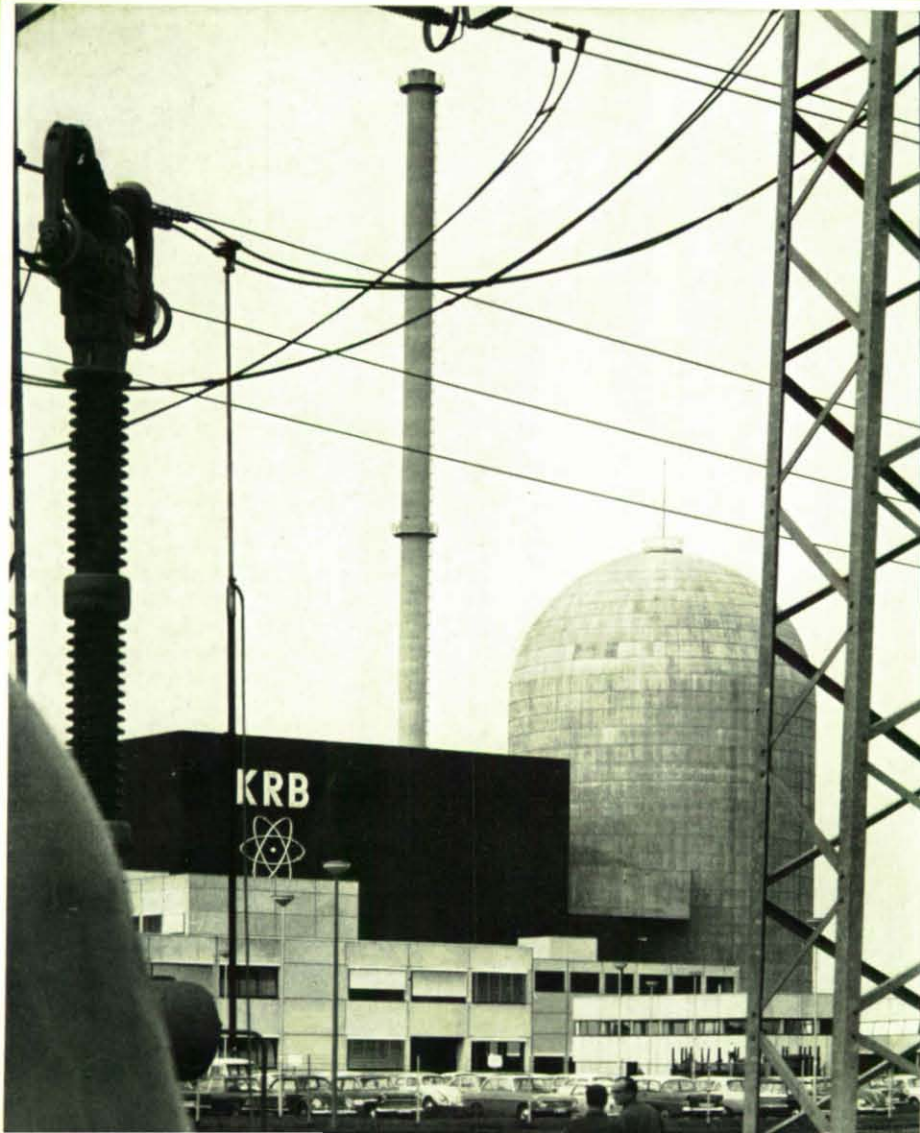
gatorische Standardtür für den Grundschutz, also die Minimalforderung, dar. Infolge der völlig anderen konstruktiven Voraussetzungen gewährt sie allerdings nur unzureichenden Schutz gegen hohe Druckbelastung. Diese Sicherheit bietet der zusätzliche Einbau einer Drucktür, wie sie für größere Schutzräume ohnehin vorgeschrieben ist. Eine Vorsorge, die bei den vergleichsweise geringen Mehrkosten wohl überlegt werden sollte. Unser Bild zeigt die komplette Ausstattung eines Schutzraumes mit Luftschutztüren der verschiedenen Bauarten. Die Ausführungen dieser Türen werden, solange das Schutzbaugesetz noch nicht in Kraft ist, durch vorläufige Zulassungen des Bundesministeriums für Wohnungsbau geregelt.

# ZB im Bild



Links: Ständig wachsende Industrialisierung und Verkehrsdichte werden die Verkehrsplaner in den nächsten Jahren zwingen, wichtige Versorgungsleitungen und Transportwege in die Erde zu verlegen. In Süddeutschland fährt bereits ein Tunnelfräser die längste maschinell vorgetriebene Wasserversorgungsstrecke der Welt auf. Mit einer Geschwindigkeit bis zu sechs Metern in der Stunde kann er Tunnelbauzeiten um mehr als 50 Prozent verkürzen. Unser Bild zeigt einen solchen Tunnelfräser beim Zurücksetzen nach dem Auffahren eines Streckenabschnittes von 3,60 Metern Durchmesser in hartem Kalkstein.

Unten: Einmal jährlich werden die Fahrbaren Ausbildungsstellen (FASt) des Bundesluftschutzverbandes durch die Fachgebiete Ausrüstung und Kfz-Wesen der Bundeshauptstelle zur Inspektion der Geräteausstattungen und Kraftfahrzeuge bei der Bundesschule in Waldbröl zusammengezogen. Unser Bild zeigt die fachtechnische Überprüfung eines Tonschallfilmprojektors.



Links: Kernkraftwerke sind ein bedeutender Schritt auf dem Wege zum wirtschaftlichen Einsatz der Kernenergie für die Stromerzeugung. Das Kernkraftwerk Gundremmingen hat einen Zweikreis-Siedewasser-Reaktor mit Zwangsumlauf. Die gesamte Anlage, von mehreren großen Firmen errichtet, weist einen hohen Grad an Sicherheit und Betriebszuverlässigkeit auf.